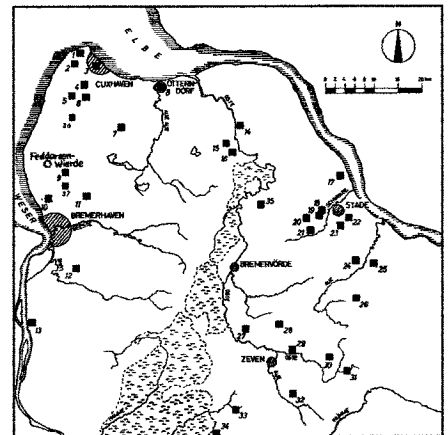
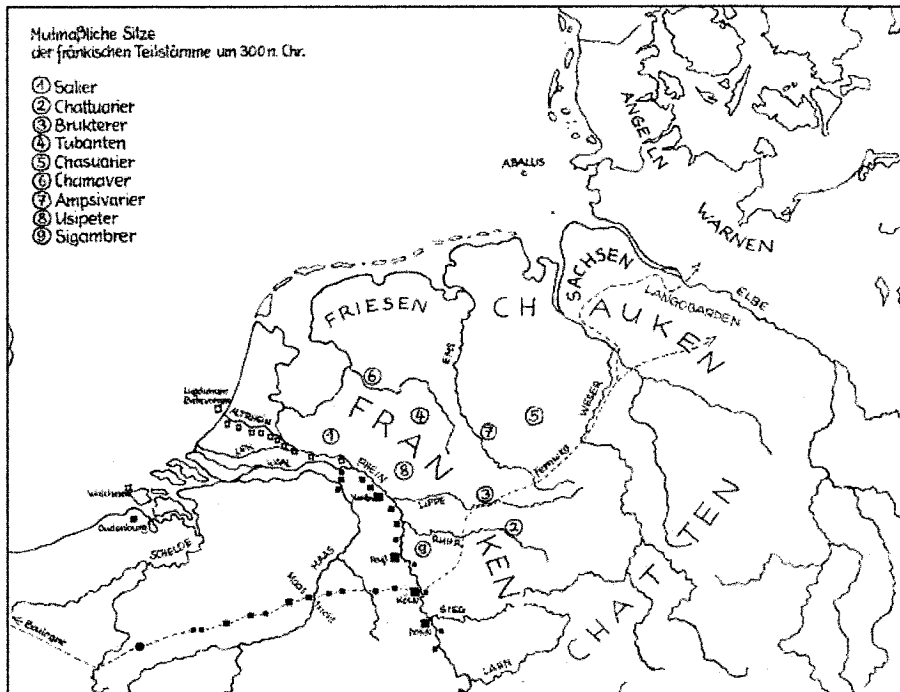


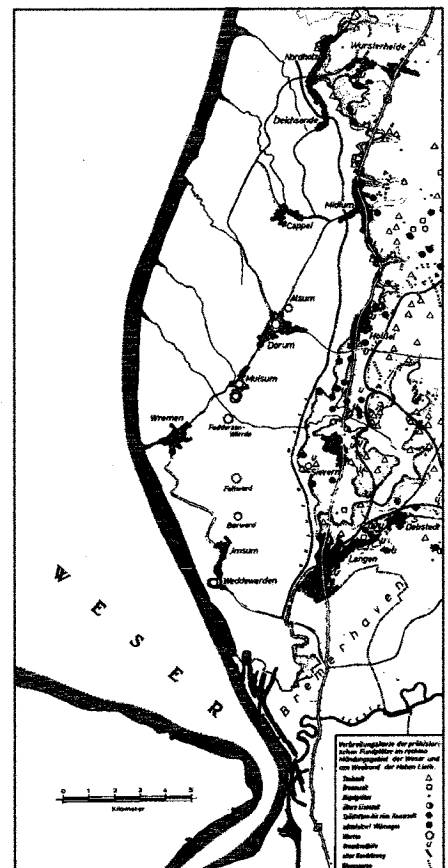
Nebelheim

Eine Zeitreise durch Germaniens Norden

Teil I : Feddersen Wierde ein kleines Dorf im Lande der Sachsen



Sächsische Urnenfelderfriedhöfe zwischen Unterweser und Elbe



Karte der vorgeschichtlichen Fundplätze im Lande Wursten und auf der Hohen Lieth.

Die alten Sachsen, die Saxonen, wie sie in römischen Quellen im 3. Jahrhundert genannt werden, scheinen im 2. Jahrhundert dem Stammesverband der Chauken oder Hauken angehört zu haben, die wir als einen der Träger der Jastorfkultur ansprechen können. Unter den Chauken müssen wir uns vermutlich eine Konföderation verschiedener ethnischer Gruppen vorstellen, von denen eine vielleicht die Sachsen waren, die um 150 n. Chr. angeblich auch noch rechts der Unterelbe siedelten, wie Ptolemäus meldet.

Das Gebiet der Chauken umfasste nach Tacitus im 1. Jahrhundert den Bereich der Nordseeküste, zwischen der Ems- und der Elbemündung, sowie den Raum zwischen Weser und Elbe. Dies scheint so nicht zu stimmen. Die Ostgrenze der Chauken berührte die Elbe um die Zeitenwende vermutlich nur noch im Mündungsbereich der Oste. Die Grenze bildete demnach die Osteniederung und das anschließende Teufelsmoor. Diese Linie teilt diagonal das Gebiet zwischen Elbe und Weser, zwischen Bremen und Stade, das sogenannte Elb-Weser-Dreieck. Diese Linie ist auch eine Kulturgrenze gewesen. Dominieren westlich davon im keramischen Fundspektrum noch die Ausläufer der Jastorfkultur, so herrschen östlich dieser Linie neuere elbgermanische, sprich: östliche Einflüsse vor. Von Bremen an müsste die Ostgrenze des

Chaukenlandes mit dem Unterlauf der Weser bis zur Allermündung identisch gewesen sein. Anschließend folgte sie wohl der parallel zur Elbe fließenden Aller. Ein Teil dieses Raumes, zwischen Aller und Elbe, unter Einschluss der Lüneburger Heide, war vermutlich das Siedlungsgebiet der Langobarden, das nach deren Abwanderung im 4. Jahrhundert von den Sachsen übernommen wurde. Das Chaukenland reichte im Süden bis in den Mittelgebirgsraum von Harz und Weserbergländ. Hier grenzte es an das Territorium des Stammesverbandes der Chatten oder Hatten. Deren Stammesgebiet umfasste nahezu den größten Teil des Hercynischen Waldes, östlich des Rhein; den Mittelgebirgsraum zwischen der Ruhr-Möhne-Diemellinie im Norden und der Mainlinie im Süden. Östlich reichte es fast bis nach Thüringen. Zwischen den Chatten und den Chauken, sowie den westlich davon sitzenden Friesen, deren Stammesgebiete das heutige Westfalen und die nördlichen Niederlande bis zum Niederrhein hufeisenförmig einschlossen, finden wir ein Konglomerat von sogenannten „Stämmen“, die unter dem Sammelbegriff Rhein-Wesergermanen zusammengefasst werden. Die neun wichtigsten Gruppen dieser Rhein-Wesergermanen waren die Salier, Chattuarier, Brukterer, Tubantener, Chasuarii, Ampsivarier, Usipeter, Chamaver und Sigambrier, welche

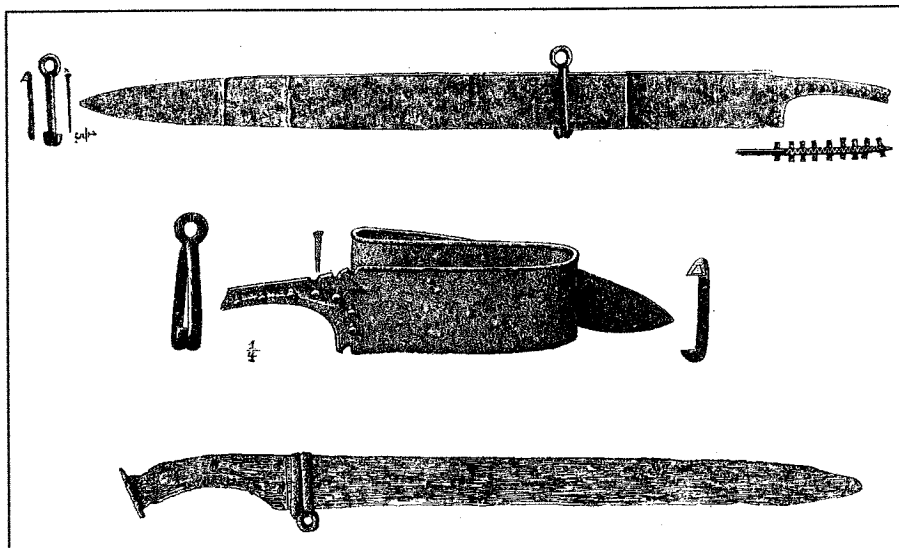
sich im 3. Jahrhundert teilweise zu Kampf- oder Stammesverbänden zusammenschlossen, die unter ihrem Kriegsnamen „Franken“ zur Geißel Roms wurden, was sie aber nicht daran hinderte sich auch untereinander zu befehlen.

Vermutlich wie bei den Franken dürfte auch der Name der Sachsen ein Kriegsnamen gewesen sein, mit dem sich aller

Wahrscheinlichkeit nach, ab dem 2. Jahrhundert, die auf Seeraub ausgehende Fraktion der Chauken bezeichnete. Der Name ist auf das einschneidige Hieb- und Stoßspeer mit gerader Klinge und ursprünglich einwärts gekrümmtem Griff, typologisch korrekter ein Säbel, den Saks oder Sax zurückzuführen. Es war eine Waffe steppennomadischer Herkunft, die zur Standardbewaffnung der Sachsen gehörte. Besonders schätzten die Sachsen, wie alle Germanen, das römische Langspeer, die Spatha. Doch war es längst nicht für jedermann erschwinglich und überwiegend dem Adel und der Reiterei vorbehalten.

In vorrömischer Zeit war der Sachs auch im Ostseeraum verbreitet und wurde im 5. Jahrhundert auch von den Franken übernommen. Der Name der Sachsen oder Saxonen könnte somit als „Speerträger“ übersetzt werden, oder von „Saxnotas - Speergenosse“ herzuleiten sein. Dies könnte ein Indiz dafür sein, dass mit dem Namen „Sachsen“ ursprünglich eine der Kriegergesellschaften der chaulischen Stämme bezeichnet wurde, dem die „Jungmannschaften“ der Chauken angehörten. Solche Kriegerbünde finden sich rund um den Erdball, in nahezu allen gesellschaftlichen Organisationsformen auf Stammesebene, seien es nun „echte“ oder „gemischte Stämme“. Auch der Name der „Franken“, dessen Bedeutung man vielleicht mit den Begriffen wie „kühn, frei und ungebunden“ in Verbindung bringen kann, scheint von einer solchen Kriegergesellschaft als Beinamen auf die Stämme übertragen worden zu sein. Im Falle der „Alemannen“ ist dies ganz offensichtlich geschehen.

Kerngebiet der Sachsen war ab dem 3. Jahrhundert das Elb-Weser-Dreieck, zwischen der Unterweser und Unterelbe, nördlich der Linie Bremen - Stade. Hier siedelten sie sowohl im Bereich der See- und Flussmarschen, als auch auf den Geestgebieten. Ihr Siedlungsschwerpunkt lag jedoch in der Küstenregion, in den benachbarten Landschaften Wurten an der Weser- und Hadeln an der Elbmündung. Auch rechts der Elbe dürften zu dieser Zeit noch Sachsen gesessen haben. Die unwirtlichen Mooregebiete und halboffenen Auenwälder des Binnenlandes blieben unbesiedelt. Hier war das Reich der Wisente und der gewaltigen Auerochsen, denen man besser aus dem Wege ging. Waren die sächsisch-chaulischen Siedlungen des 1. Jahrhunderts v. Chr. in der Seemarsch noch zu ebener Erde als Flachsiedlungen angelegt, so erforderte der Anstieg des Meeresspiegels, im Laufe der nächsten Jahrhunderte, die ständige Erhöhung der Wohnplätze durch den Bau von Wurten, die dem Lande Wursten, an der Wesermündung

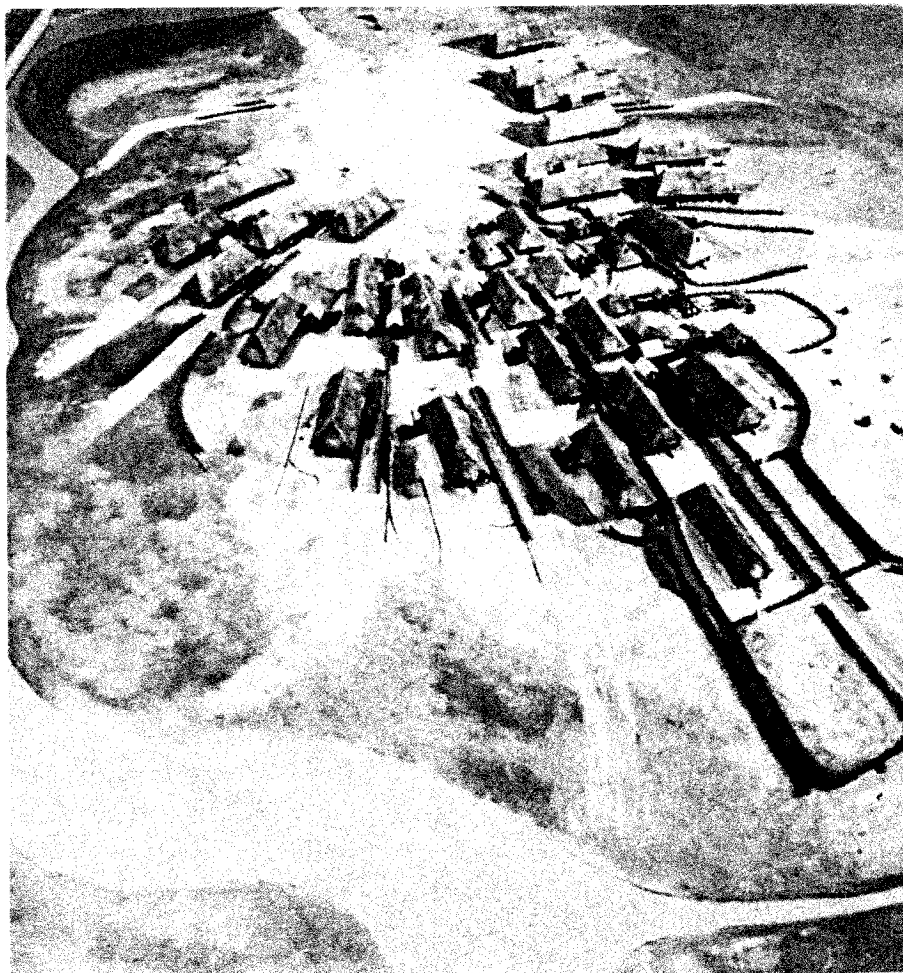


Verschiedene frühe Saxe der Eisenzeit aus dem Ostseeraum.

seinen Namen gegeben haben. Bestes Beispiel dafür ist die Wurtensiedlung von Feddersen Wierde, vier Kilometer westlich von Sievern, die in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts vollständig ausgegraben wurde und hier stellvertretend für die sächsischen Küstensiedlungen stehen soll.

Feddersen Wierde ist eine von bislang neun entdeckten Wurtensiedlungen, die um die Zeit von Christi Geburt als Flach-

landsiedlungen hinter einem alten, flachen Brandungswall gegründet wurden. Die Siedlungen waren also zur Gründungszeit noch nicht, bzw. nicht mehr, durch Sturm- und Springfluten gefährdet. Die Nordsee muss sich also zu dieser Zeit weit zurückgezogen haben. Erst gegen Ende des 1. Jahrhunderts begann sie wieder vorzudringen und zwang die Menschen zum Wurtbau. Die Wurten der einzelnen Höfe mussten vor dem



Modell der Wurtensiedlung Feddersen Wierde, Phase 5, um 300 n. Chr.



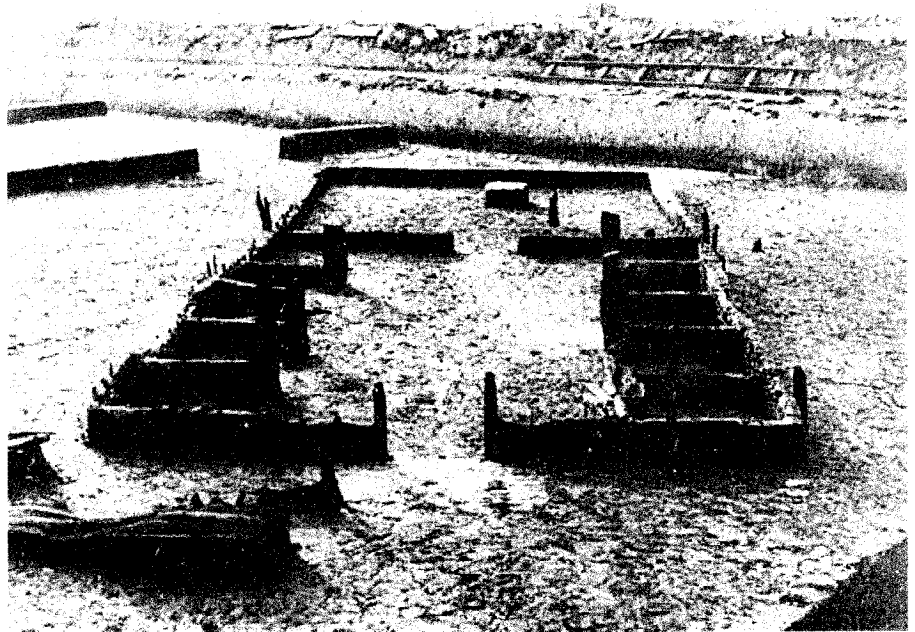
Germanische Reiter. Foto: Versuchscenter Lejre/Dänemark

ständig steigenden Sturmflutenspiegel durch den Auftrag von Mistschichten erhöht werden, die mit Luft undurchlässigem Kleiboden abgedeckt wurden, wodurch sich die Überreste der Häuser im Boden erhalten haben.

Diese Einzelwurt, Kernwurt genannt, wuchsen schließlich planmäßig im 3. Jahrhundert zu einer großen Dorfwurt zusammen, die schließlich im 4. Jahrhundert eine Höhe von 4 bis 5 Metern über Normal-Null erreichte. Es zeigten sich bei den Grabungen insgesamt 8 Siedlungshorizonte, die wie die Schichten einer Zwiebel übereinander lagen.

Die Häuser der Sachsen

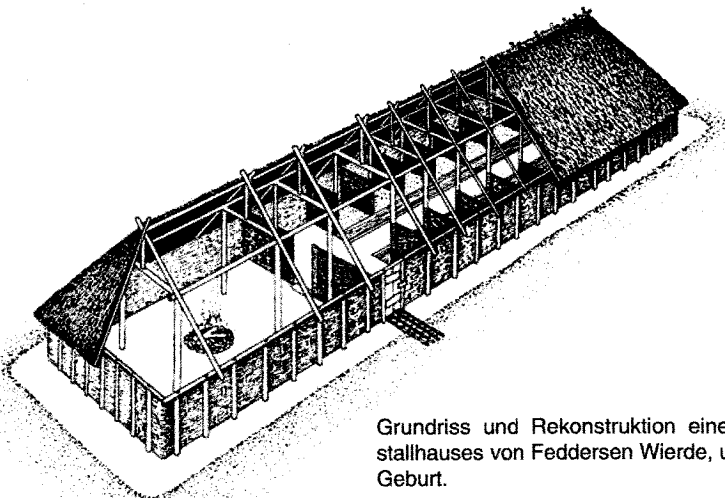
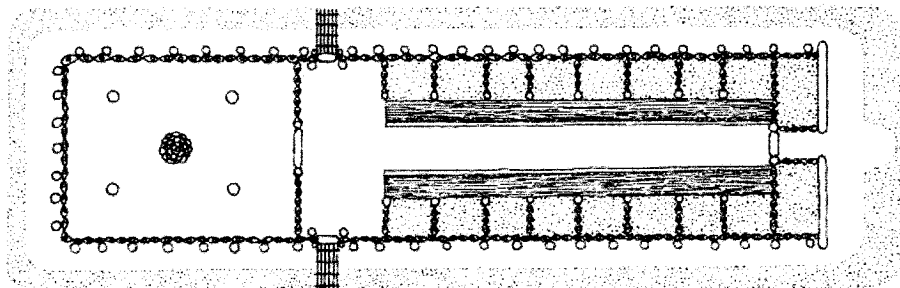
Auf der Dorfwurt des 3. Jahrhunderts erhob sich die um einen Dorfplatz radial ausgerichtete Dorfanlage, mit ihren dreischiffigen, quer und längs aufgeschlossenen langrechteckigen Wohnstallhäusern, den Vorläufern der niedersächsischen Bauernhäuser und der friesischen Gulfhäuser, die als eine Weiterentwicklung des



Grundriss eines Wohnstallhauses von Feddersen Wierde. Phase 5.

sächsisch-chaukischen Haustyps gelten. Letzterer geht wiederum auf das quer aufgeschlossene „kimbrische Haus“ der jütländischen Halbinsel zurück, das wiederum seinen Vorläufer in dem jütländischen bronzezeitlichen Zweipostenhaus mit abgerundeten Schmalseiten findet. Gemeinsames Kennzeichen aller dieser Haustypen ist die „fortschrittliche“ Zweipostenbauweise, die im gesamten Nord- und Ostseeraum verbreitet war. Hierbei gliedern zwei parallel stehende Pfostenreihen, die untereinander mit Jochbalken oder Quer- und Längsbindern verbunden sind, den Innenraum in drei Schiffe; zwei schmale Seiten- und

ein breiteres Mittelschiff (basilikale Bauweise). Die schwere Last des riedgedeckten Walmdaches trugen hierbei die inneren Pfostenreihen und der mit ihnen durch Querbinder oder Jochbalken verbundene, auf stabilen Pfosten ruhende Wandrähm, der den lehmverputzten Flechtwerk- oder Spaltbohlenwänden außen vorgesetzt wurde, wie im Falle der Häuser von Feddersen Wierde. Die etwa 1,5 m hohen und dünnen Hauswände trugen keine Dachlast. Die hier als Rekonstruktion vorgestellte Querschnittszeichnung eines Hauses von 7 m Breite, im Bereich des Stallteiles, ergibt sich aus der Ableitung der horizontal wirkenden Druck- und Zugkräfte des tonnenschweren Daches in die Vertikale, auf die tragende Pfostenkonstruktion. Hierbei wurde auch der ungeheure Winddruck bei Sturm auf das Dach berücksichtigt, die eine besonders stabile, sich selbst stützende Pfostenkonstruktion benötigt. Die bisherigen theoretischen Rekonstruktionen würden der Belastung nicht standhalten. Die angenommene lichte Höhe der Viehboxen in den beiden Seitenschiffen, von 1,70 m, und des Mittelschiffes, von 2,30 m, geht von der Annahme aus, im Dachraum möglichst viel Stauraum für das Winterfutter zu schaffen. Doch dieser Raum reichte allenfalls aus um das benötigte Heu aufzunehmen. Unklar bleibt, wo und wie man Stroh oder Schilf, als notwendige wärmende Einstreu für den Winter lagerte. Dagegen glaubt Haarnagel nicht, dass im Dachraum Heu gelagert wurde. Doch wo und wie, bitte schön, hätte man denn sonst die benötigten riesigen Mengen Heu trocken lagern sollen? Es ist auf der Wurt einfach kein Platz dafür vorhanden!

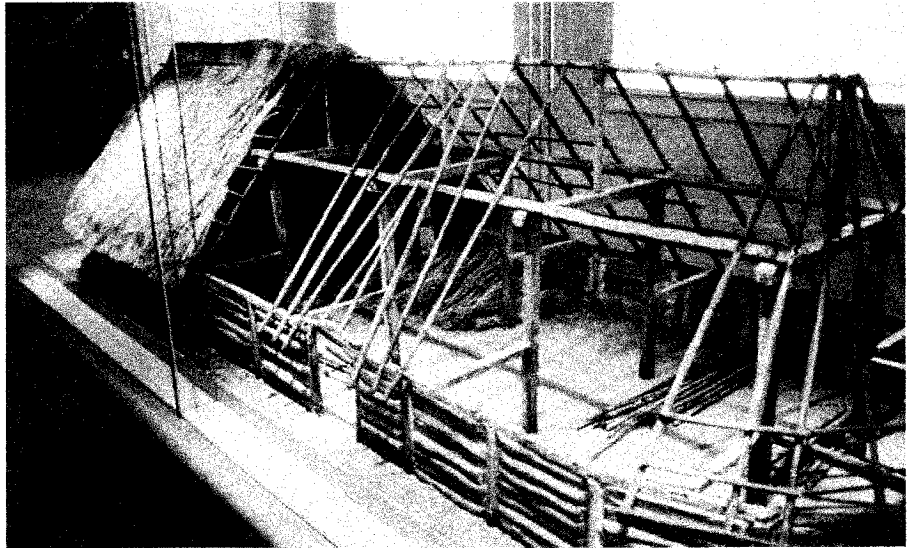


Grundriss und Rekonstruktion eines Wohnstallhauses von Feddersen Wierde, um Christi Geburt.

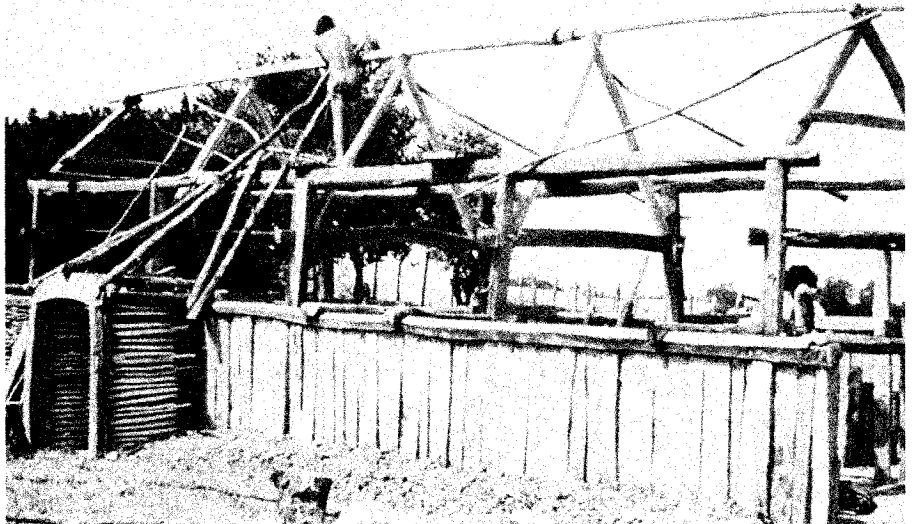
Im Gegensatz zu den Nordseegermanischen Stämmen blieben die Franken und

Alemannen, während der römischen Eisenzeit, bei ihren Häusern bei der alten neolithischen Bauweise durch Firstpfostenkonstruktionen, mit zwei- oder vier-schiffiger Innenraumgliederung. Es waren reine Wohnhäuser. Das Vieh wurde in extra Stallgebäuden gehalten. Offensichtlich war ihnen das Wohnstallhaus unbekannt oder entsprach nicht ihrer Lebensweise.

Der Innenraum der größeren, von 6,5 x 27 m bis zu 7 x 29 m messenden Wohnstallhäuser von Feddersen Wierde ist dreigeteilt; in den größeren Stallteil, mit Viehboxen und Jaucherinnen, die mit Schilf ausgelegt waren, den Wirtschaftsraum, im Bereich der beiden Seitentüren, sowie den davon durch eine Flechtwand abgeschlossenen Wohnraum mit der Feuerstelle. Es ist hier nicht der Platz um im einzelnen auf die Gebäude der unterschiedlichen Siedlungsperioden einzugehen, zu denen auch Handwerkerhäuser, von nur 5 bis 6 m Breite und 14 bis 18 m Länge, mit nur einem kleinen, oder ganz ohne Stallteil, und ein „Häuptlingshof“ mit großer Wohnhalle gehörten. Hier mag die Beschreibung und die Abbildungen eines typischen nordseegermanischen Wohnstallhauses genügen. Zu jedem Wohnstallhaus gehörte auch ein, auf zwischen 4, 6, 9, 12 oder 16 starken Pfosten ruhender Flutspeicher, von durchschnittlich 3 x 4 m Grundfläche, gemessen an den Pfosten. Dieser lag in der Regel neben einem der Seiteneingänge der Häuser. Er diente vermutlich sowohl als Lagerraum, vielleicht aber auch als schnell erreichbare letzte Zuflucht der Menschen bei extremen Sturm- und Springfluten, die sich zunehmend mehrten, und schließlich Mitte des 5. Jahrhunderts zur Aufgabe aller Wurtensiedlungen führten. Das Vieh dürfte man wohl, bei sich abzeichnender Gefahr einer Springflut, mit der bei Neumond und einem Nordweststurm zu rechnen war, auf die relativ nahe Geest getrieben haben. Falls nicht, könnte es mit einem Totalverlust der Tiere geendet haben. Die starken Pfosten der Speicher, im Boden teilweise mit Querversteifungen gegen ein Einsinken gesichert, müssen schwere Lasten getragen haben. Wahrscheinlich hatte man auf ihnen den einräumigen, stützenlosen Speicherbau in Blockhausbauweise errichtet, der mit einem stumpfwinkligen Rieddach gedeckt gewesen sein dürfte. Vermutlich diente er in erster Linie zur Aufbewahrung der geernteten Feldfrüchte und Lebensmittelvorräte, sowie des Saatgutes. Über die Pfostenhöhe können wir nur Vermutungen anstellen. Hohe Pfostenpeicher kennen wir insbesondere aus dem Schwedischen Binnenland. Hier dienten sie dem Schutz der Vorräte vor den gefährlichen Braunbären, wie heute noch die „Caches“ bei den



Jütländisches 2-Pfostenhaus der Bronzezeit. Modell im Dänischen Nationalmuseum Kopenhagen. Foto: R. Stirnberg



Rekonstruktion eines Kimbrischen Hauses zu Lejre. Foto: Versuchscenter Lejre.

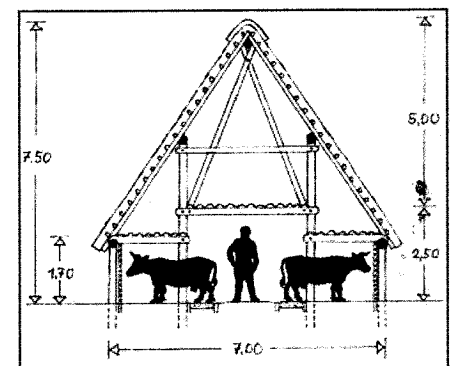
kanadischen Trappern. Wohnstallhaus und Pfostenpeicher bildeten eine Wirtschaftseinheit. Scheunen gab es nicht. Somit verblieb zur Lagerung des Heus, als Viehfutter, nur der beschränkte Dachraum der Wohnstallhäuser, über dem Stall- und Wirtschaftsteil, obwohl dies Haarnagel ja verneint. Im Wohnstallhaus waren im Winter nur das Rindvieh und die Pferde eingestallt. Wo und wie man die Schweine und Schafe unterbrachte ist unbekannt. Jedenfalls sind bis jetzt keine Schweinekoben und Schafställe in Feddersen Wierde entdeckt worden.

Genauso unklar ist bis heute, wie das Problem der Wasserversorgung in den Wurtensiedlungen gelöst wurde. Anscheinend hat sich noch nie jemand „einen Kopf darüber gemacht“!

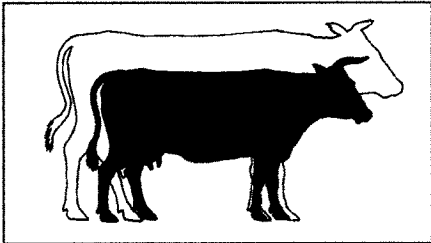
Die Existenzgrundlagen der Sachsen

Existenzgrundlage der sächsischen Wurtbewohner war in erster Linie die Rindviehhaltung. So wurden in Feddersen Wierde im 2. und 3. Jahrhundert, nach

den Knochenfunden, etwa 300 Stück gehalten. Im 4. Jahrhundert, im Siedlungshorizont 5, stieg die Kopfzahl auf etwa 450 Stück an, dies wären insgesamt 44,2 % des Viehbestandes der Siedlung. Daran ist das Schaf mit 26,5 % = 270 Stück, das Schwein mit 12,4 % = 126 Stück und der Hund mit 4,6 % = 47 Stück beteiligt. Natürlich lebten diese Tiere nicht



Querschnitt durch ein Wohnstallhaus von Feddersen Wierde. Zeichnung: R. Stirnberg



Größenvergleich der Kühe, damals und heute.



Melken der Kühe im Wohnstallhaus. Foto: Versuchscenter Lejre/Dänemark.



Schafe vor dem Eisenzeitdorf in Lejre/Dänemark. Foto: Versuchscenter Lejre.



Hausschwein mit Ferkel im Eisenzeitdorf zu Lejre. Rückzüchtung. Foto: Versuchscenter Lejre/Dänemark.

alle gleichzeitig, sondern verteilen sich auf mehrere Tiergenerationen. Die hohe Anzahl der Pferde, die ja nicht als Zugtiere in der Landwirtschaft, diese Funktion nahmen die Ochsen wahr, sondern nur als Reittier benutzt wurden, zeugen von einem gewissen Wohlstand. Andererseits sind sie aber auch ein Indikator dafür, dass wir es bei den Sachsen mit einer kriegerischen Bauern- und Seefahrerkultur zutun haben, die auch in berittenen Verbänden weite Raubzüge die Weser aufwärts und ins Binnenland unternommen haben dürften.

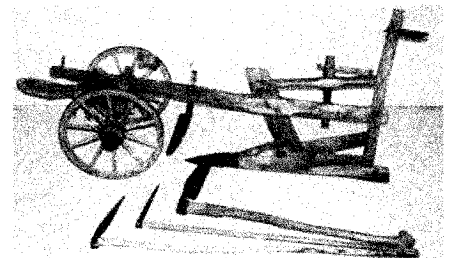
Das Rindvieh war mit durchschnittlich 1,10 m Widerristhöhe erheblich kleiner als heute (ca. 1,40 m) und die Milchleistung war gering. Sie ist mit durchschnittlich 500-700 Liter pro Jahr zu veranschlagen; die einer heutigen Hochleistungskuh beträgt im Durchschnitt 5000 Liter. Ein Hof



Pflügen mit dem Hakenpflug in Lejre. Foto: Versuchscenter Lejre/Dänemark.

mit 10 Kühen produzierte demnach gerade soviel Milch um den jährlichen Eigenbedarf einer mehrköpfigen Familie an Butter, Käse, Dick- und Sauermilch decken zu können. Jedenfalls dürfte nur ein kleiner Produktionsüberschuss zu erwirtschaften gewesen sein. Hierzu liegen aber auch noch andere Berechnungen vor, die zur Selbstversorgung von einer höheren Kopfzahl des Rindviehs ausgehen. Das Gewicht der Tiere betrug durchschnittlich 200 kg, das ist ein Drittel des Schlachtgewichtes heutiger Tiere. Im Herbst wurde ein Großteil des Jungviehs abgeschlachtet, wie die Knochenfunde ergeben haben, da die Futtermittel äußerst knapp bemessen waren. Das Fleisch der Schlachttiere wurde durch Pökeln, Kalt räuchern oder Dörren konserviert.

An Wiesen- und Weideland standen den Bewohnern von Feddersen Wierde im 4. Jahrhundert ungefähr 220-240 ha zur Nutzung zur Verfügung. Für den Ackerbau waren etwa 40-50 ha geeignet. Es wurde in der Marsch nur Sommerfeldbau betrieben. Die Überflutungen der Felder bei winterli-



Hölzerner Räderpflug mit Schareisen und Pflugschar.

chen Sturmfluten hätten die Wintersaaten vernichtet. Die Äcker waren generell klein; etwa 30 m breit und von unterschiedlicher Länge, die durch die Priele und Entwässerungsgräben bestimmt wurde. Gepflügt wurde nicht mehr mit dem Hakenpflug, wie sonst üblich, sondern mit dem keltisch-römischen Räderpflug, wie erhaltene Pflugspuren und der Fund einer eisernen Pflugschar belegen.

Der Anbau von Bodenfrüchten beschränkte sich anteilig zu jeweils 25 % auf Gerste, Hafer und Feldbohnen, sowie Lein und Leindotter, zur Öl- und Fasergewinn-



Gerstenfeld im Botanischen Garten von Hohenheim, Baden-Württemberg.



Feldbohne im Reifezustand. Botanischer Garten in Hohenheim.



Haferernte auf einem stark verunkrauteten Feld.
Foto: Versuchscenter Lejre.

nung. Die angebauten Feldfrüchte dienten sowohl als Kraftfutter für das Vieh, als auch zur menschlichen Ernährung. So wurde die Gerste zu Brei, Fladenbrot und Bier verarbeitet; der Hafer zu dem viel gegessenen Haferbrei. Als Getreide für Sauerteigbrote scheinen Zwergweizen und der kleberreiche Roggen von den überreichlich gedüngten, aber dadurch stark verunkrauteten Äckern der sandigen Geest bezogen worden zu sein, wie an dem hohen Phosphatgehalt der Äcker abzulesen ist. Auf den schweren und leicht salzigen Böden der Marsch konnten Weizen und Roggen, im Gegensatz zu Gerste und Hafer, nicht gedeihen. Übrigens, zum Mahlen des Getreides verwendete man Mühlsteine aus Mayener Basaltlava, die von den Römern in den Norden exportiert wurden.

Was auffällt ist der Umstand, dass die Äcker von Feddersen Wierde fast gar nicht gedüngt wurden (Phosphatarmut), was normalerweise, bei Dauernutzung, ohne eine notwendige Bodenregeneration durch jahrelanges Brachliegen, binnen kurzem zur Unfruchtbarkeit führt. Dies ist in Feddersen Wierde jedoch nicht geschehen und kann nur durch den jährlichen Fruchtwechsel zwischen Feldbohnen (*vicus faba*), Gerste und Hafer erklärt werden. So gehört die Feldbohne zur Familie der Schmetterlingsblütler. Hervorstechendste Eigenschaft dieser Pflanzenart ist es, den Boden über ihre Wurzelknötchen mit Stickstoff anzureichern, den wiederum die Getreidearten benötigen um zu gedeihen. Hinzu kommt noch der Umstand, dass man vermutlich die hohen, verholzten dicken Strünke der Feldbohnen und auch die langen Getreidestoppeln (man schnitt mit der Sichel das Getreide kurz unter der Ähre ab) nach der Ernte abbrannte. Dadurch wurde der Boden zusätzlich noch mit notwendigen Mineralstoffen angereichert. Die alten Sachsen betrieben offensichtlich schon „modernen“ Landbau, der in späteren Zeiten anscheinend wieder in Vergessenheit geriet.

Erstaunlicherweise besaßen der Fischfang und die Jagd für die Ernährungsweise der Menschen von Feddersen Wierde nahezu keinerlei Bedeutung. In punkto Fischerei ist dies erklärlich. Im Bereich



Blick in den Wohnteil eines germanischen Wohnstallhauses. Foto: Versuchscenter Lejre/Dänemark.

des Wattenmeeres konnte man beim Fang allenfalls mit Plattfischen, wie Scholle und Flunder, oder Hornhechten rechnen, die allenfalls eine Bereicherung des Speiseplans, aber kein Grundnahrungsmittel wie die Heringe und Dorsche bei den späteren Wikingern darstellten. Der Nordseehering, auf lateinisch „*culpea harengus*“, auf dänisch „*sild*“ genannt, kam in riesigen Schwärmen nur in der offenen See vor. Zum Laichen zogen die Heringe im Frühjahr in die Gewässer um Helgoland; desgleichen die Dorsche, die sich hauptsächlich von Heringen ernährten. Doch solche Fahrten auf das offene Meer wurden von den Sachsen gescheut, wie wir noch sehen werden. Außerdem hatten die Sachsen keine Möglichkeit den Fisch in größeren Mengen zu konservieren. Um die Heringe haltbar zu machen, gab es ja nur die Methode des Einsalzens. Doch Salz war knapp und teuer und musste von weit her importiert werden, entweder als Steinsalz aus Lüneburg, oder als „Baiensalz“ aus den Salzgärten an der gallischen Atlantikküste, durch die Römer. Das eventuell aus Meerwasser, durch Sieden über Torffeuern gewonnene selbsterzeugte Salz war dazu nicht zu verwenden. Es enthielt zu viele Verunreinigungen und Bitterstoffe. Gleichfalls war es unmöglich den Dorsch zu ungesalzenem, luftgetrocknetem, praktisch unbegrenzt haltbarem Stockfisch zu verarbeiten, den die Griechen und Römer „*bacalaus*“ nannten. Dazu war das Klima nicht geeignet. Dies war nur in den kühleren, windreichen nördlichen Breiten von Norwegens Westküste möglich, von wo ihn vermutlich schon die Römer in riesigen Mengen bezogen.

Bacalaus, auf italienisch, spanisch, portugiesisch und baskisch „*Bacalao*“ genannt, wird heute im Sprachgebrauch mit dem stark Salzgehalt und dann luftgetrockneten, aber weniger haltbaren „Klippfisch“, dem „*salsum*“ der Römer gleichgesetzt. Etwas am Rande: Als

1534 Jaques Cartier Neufundland entdeckte, empfingen ihn die Indianer ohne Scheu mit dem Ruf „*Bacalao*“! Anscheinend haben schon die Portugiesen oder Basken, lange bevor Columbus Amerika entdeckte, alljährlich Neufundland angefahren und auf den fischreichen Neufundlandbänken den Dorsch und Kabeljau, den geschlechtsreifen Dorsch, gefangen, der an Land zu Stockfisch verarbeitet wurde. Doch woher hatte man das Wissen um den sagenhaften Fischreichtum der Neufundlandbänke? Vielleicht von den Wikingern, oder noch früher von den Venetern an der Südküste der Bretagne? Jedenfalls beherrschten die Veneter, seit dem Fall von Karthago und bis zu ihrer Vernichtung durch Julius Caesar im Jahre 56 v. Chr., mit ihren ungemein hochseetüchtigen und kraweelgebauten Großseglern, den gesamten Atlantikverkehr.

Der Klippfisch wurde in der Antike an der portugiesischen und französischen Atlantikküste produziert, und von den römischen „*salsamentarii*“, den Salzfishhändlern aufgekauft und in den Mittelmeerraum exportiert. Heute ist Norwegen der Hauptlieferant für Stock- und Klippfisch. Noch heute sind Stock- und Klippfisch aus der mediterranen Küche nicht mehr wegzudenken. Hauptabnehmer für Klippfisch sind Italien, Spanien, Portugal und Brasilien. Dagegen geht die Hauptmasse des Stockfisch, als hochwertiger Eiweißlieferant, in die nord- und westafrikanischen Länder.

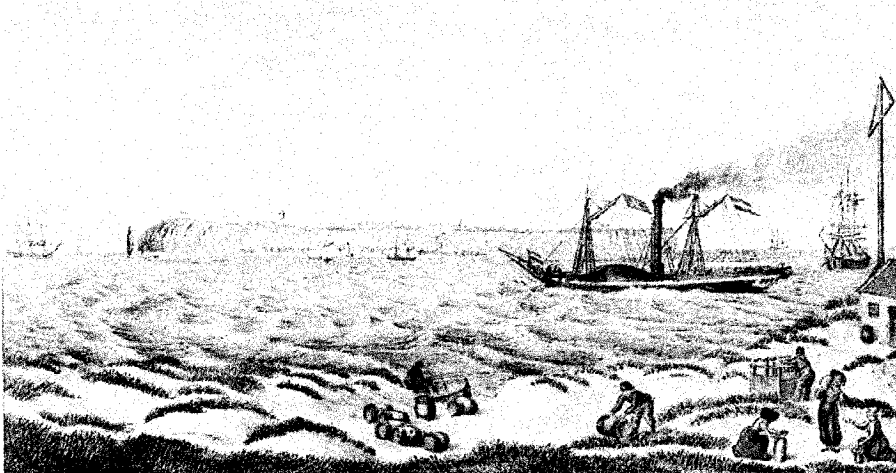
Durch die zunehmenden Überflutungen des Marschlandes an der Nordseeküste, im 3. und 4. Jahrhundert, die schließlich zur Versalzung des Bodens führten, gingen in Folge die Erträge der Landwirtschaft zurück, was schließlich im 5. Jahrhundert an Weser und Elbmündung zur Aufgabe aller Wurtensiedlungen führte. Was hat es nun mit dem Ansteigen des Meeresspiegels für eine Bewandnis?

Wird fortgesetzt Reinhold Stirnberg

Nebelheim

Eine Zeitreise durch Germaniens Norden

Teil II : Von Bronze, Bernstein, Schiffen und Piraten



Heligoland um 1827, von der Düne aus betrachtet.



Karte des Johannes Mejer von 1651, mit Heligoland und der untergegangenen Insel Südstrand.

Die Antwort auf die Frage nach dem Absinken des Landes, ist einfach und erschreckend zugleich. Klimatische Faktoren, wie stärkere Nordweststürme, waren an dem Ansteigen des Sturmflutenpegels nur untergeordnet beteiligt. Er ist vielmehr nachweislich auf ein allmähliches Absinken des Landes zurückzuführen. Somit kam es zu Überflutungen die sich in der flachen Küstenregion der Deutschen Bucht und der Niederlande verheerend auswirken konnten. Solchen Absenkungen folgten immer wieder periodische Anhebungen des Landes. So konnten die verlassenen Wurtensiedlungen im Lande Wursten, im 8. Jahrhundert durch die Friesen wieder aufgesiedelt werden. Dieses Heben und Senken des Landes, dem auch die Insel Heligoland, das „Heilige Land“, die von Pytheas Abalus (das Avalon der Artussage?) genannt wurde, ihre Entstehung und ihren Untergang verdankt, ist bis heute noch nicht abgeschlossen. Momentan scheinen wir uns, im Bereich der Elbmündung, wieder in einer Sinkphase zu befinden, die noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Die ständig steigenden Sturmflutpegel scheinen dies zu bestätigen, die heute bereits den Pegel der Jahrhundertsturmflutkatastrophe von 1962 bei weitem übersteigen. Doch publik gemacht wird dies nicht. Einziges Indiz dafür sind die fortlaufenden Erhöhungen und Neubauten der Elbdeiche. Hinzu kommt noch eine, in wenigen Jahrzehnten tatsächlich zu erwartende weitweite Anhebung des Meeresspiegels durch Abschmelzen des Eises der Polarregionen.

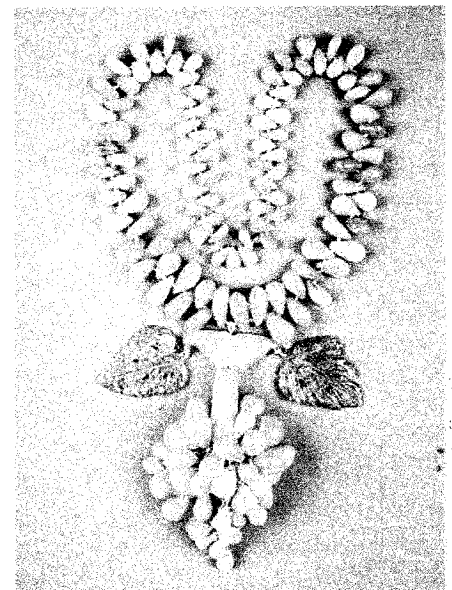
Um auf Heligoland zurückzukommen; das was wir heute so nennen, reduziert sich

auf das „Rote Kliff“. Doch das war nicht immer so. Es erhob sich einst, zusammen mit dem heute verschwundenen „Witten Kliff“, auf der jetzigen Düne, im Südwesten der erst am Ende des Spätmittelalters versunkenen großen Insel Heligoland, die um 800 n.Chr. etwa 100 mal größer war als heute. Schon vor 3000 v.Chr. wurde am Roten Felsen Kupfererz abgebaut, wie metallurgische Untersuchungen von frühen jütländischen Kupferartefakten der Kupfersteinzeit, aus dem Schleswigholsteinischen Landesmuseum und dem Dänischen Nationalmuseum ergeben haben. Der Erzanteil des Helgoländer Kupfers, das in den sogenannten „grünen Bändern“ des Felsens vorkommt, schwankt je nach Lagerstatt, zwischen 10 und stattlichen 40%! Es kommt auch in gediegener Form vor.

Helgoländer Kupfer und britannisches, oder erzgebirgisches Zinn waren also die Grundlagen für den Bronzereichtum des Nordischen Kreises in der Bronzezeit (1800-800 v.Chr.). Bis zur Erfindung des Gussstahles, in der Neuzeit, waren Bronze und Messing die einzigen Hartmetalle für den Formenguss. Ihre volkswirtschaftliche Bedeutung entsprach damals der heutigen Bedeutung von Gussstahl, Aluminium und Kunststoffen. Um Bronze herzustellen benötigte man 90 bis 95 % Kupfer und 10 bis 5 % Zinn. Der Kupfererzabbau auf Heligoland endete vermutlich erst mit der schlimmsten Sturmflutkatastrophe, welche die norddeutsche Küste in geschichtlicher Zeit betroffen hatte, der „Großen Mannsdränke“ von 1362! Zwischen etwa 3000 v.Chr. und 1362 n.Chr. wurde auf Heligoland Kupfererz gefördert und auch gleichzeitig teilweise

verhüttet, wie Schulz 1981 überzeugend nachweisen konnte.

Doch Heligoland war auch seit etwa 3000 v.Chr. und bis heute, zusammen mit der Küste von Eiderstedt und der Insel Neuwerk vor Cuxhafen an der Elbmündung, einer der wichtigsten Fundplätze von Nordseebernstein in der Deutschen Bucht. Ein weiterer wichtiger und bedeutender Fundplatz war und ist die Nordseite der dänischen Insel Fanö, der Teufelsinsel, und die benachbarte Küste bei Blavand. Alljährlich, wenn die Winterstürme das Meer aufgewühlt haben, und die Wassertemperatur 4 Grad Celsius beträgt, das Wasser somit seine höchste Dichte und Schwere erreicht hat, beginnt der Bernstein sich vom Grund zu lösen,

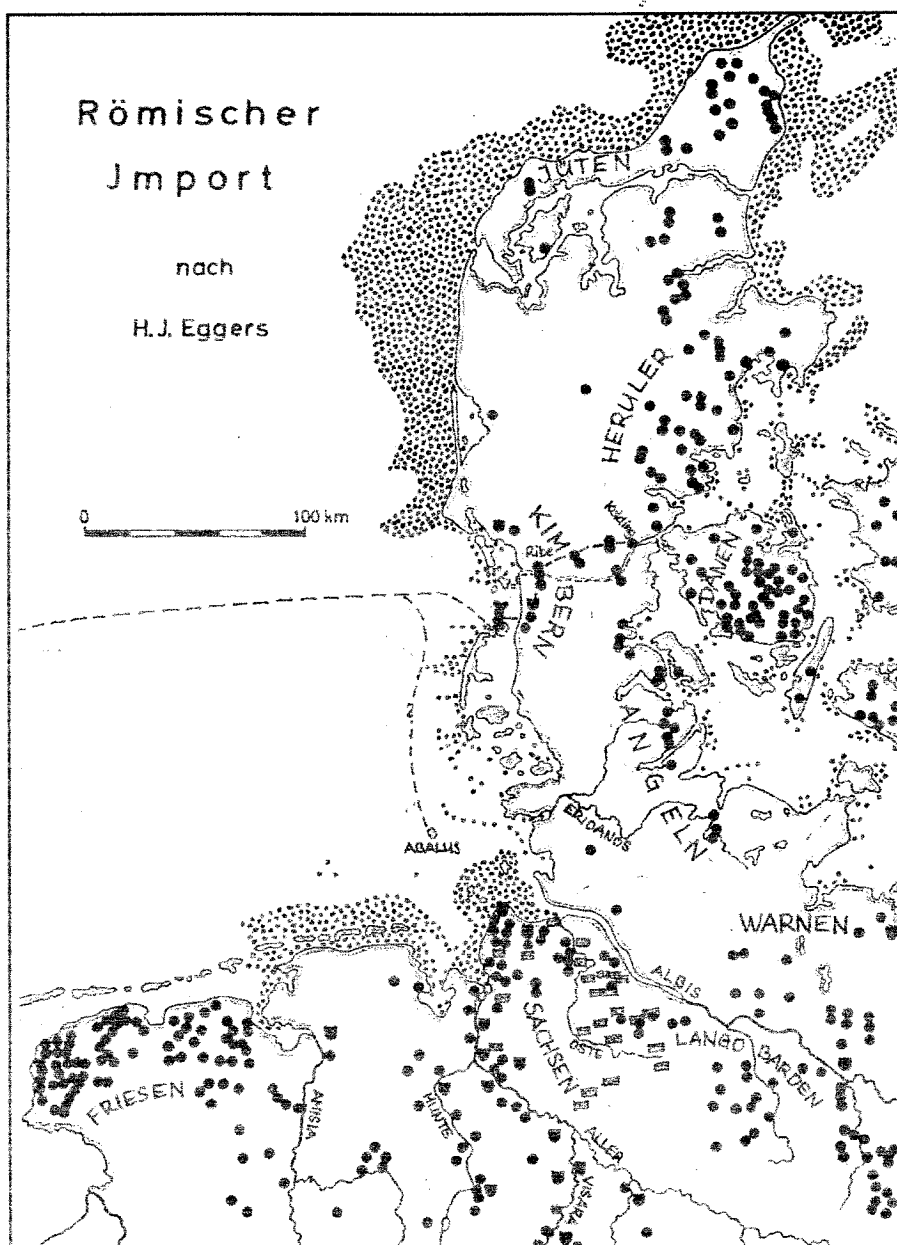


Ein römisches Bernsteincollier aus Köln.

aufzuschwimmen und im Wasser zu schweben. Er wird an die genannten Küsten gespült, wo er mit feinmaschigen Keschern aus dem Wasser gefischt wird. Über diesen merkwürdigen, damals unerklärlichen Umstand hat schon Plinius berichtet. Im Sommer wird man freilich vergeblich an diesen Orten nach Bernstein suchen, dann liegt er fest auf dem Grund der See. In vorchristlicher Zeit lieferte die Nordsee den größten Teil des Bernsteins, der in den Mittelmeerraum exportiert wurde. Die Ostseeküste Jütlands und die der dänischen Inseln sind nahezu bernsteinfrei. Erst in Mecklenburg-Vorpommern kommt er wieder vor. Je weiter man allerdings nach Osten kommt werden seine Funde ergiebiger und übertreffen in Samland an Reichhaltigkeit alle Fundplätze der Nordsee. Doch wurden diese Lagerstätten erst in römischer Zeit, seit Nero (54-68 n.Chr.), über den Landweg, die schon seit alters her frequentierten Bernsteinstraßen, von dem römischen Handel wieder wirtschaftlich neu erschlossen.

Der Bernstein, den die Griechen wegen seiner elektrostatischen Eigenschaften Electron, die Römer aber succinus - Saftling - nannten, war im Mittelmeerraum seit Urzeiten nicht nur als Schmuckstein heißbegehrt, sondern für die Römer ein unverzichtbarer Rohstoff im Schiffbau und in der Möbelherstellung. Aus Bernstein wurde durch aufkochen und schmelzen in Leinöl, bei 300 Grad, der begehrte Bernsteinlack hergestellt; unverzichtbar als Überwasseranstrich bei Schiffen und als Möbellack. Noch heute ist er bei der Herstellung von Streichinstrumenten nicht mehr wegzudenken. Daneben wurde Bernstein, damals wie heute, zu medizinischen Zwecken genutzt. Apropos „succinus“! Die Bedeutung dieses Namens wird ihnen sofort klar wenn sie ein Stückchen Bernstein in den Mund nehmen und daran lutschen. Er schmeckt nämlich schwach nach ungesüßter Zitrone und regt den Speichelfluss an. Er wurde anscheinend von breiten Schichten der Römer auch als Heil- und Genussmittel verwendet!

Ob sich die chaulkischen Sachsen des Landes Hadeln an der jährlichen Ernte des Nordseebernsteins beteiligt haben ist unbekannt, aber zu vermuten. lagen doch die Fundplätze von Neuwerk unmittelbar vor ihrer Haustüre. Auch Helgoland, in 60 km Entfernung, war durch die sächsischen Ruderschiffe in einer Tagesfahrt zu erreichen, wie schon Pytheas berichtet. Allerdings ist es fraglich ob die Sachsen während des Winters das Risiko einer Fahrt über das offene Meer eingegangen sind. Außerdem dürften sie dann mit den Helgoländern selbst, und möglicherweise mit den Römern, Ärger



☼☼☼ Schiffsstrandungen 1858-1888 nach Lütjens

Die Karte zeigt deutlich den Fluss der römischen Importwaren durch den Seehandel von Rom, über Dankirke, Ribe nach Kolding und in den Ostseeraum, sowie nach Friesland und Sachsen

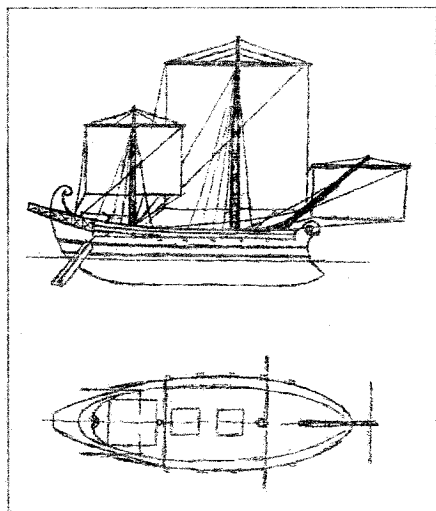
bekommen haben. Helgoland war möglicherweise, zusammen mit der dänischen Insel Römö - der geräumten oder verlassenen Insel, nördlich von Sylt (von dän. Siid-ö = Heringsinsel?), eine der beiden Drehscheiben im römisch-germanischen Handel, die von römischen Hochseeschiffen, wie dem Ponto, von Britannien aus, über das offene Meer, ohne Gefährdung durch sächsische Piraten, angefahren werden konnten. Der Strom römischer Importwaren, der sich über die Mündungen von Weser und Elbe ins Sachsenland ergoss, könnte tatsächlich von der untergegangenen Insel „Großhelgoland“ seinen Anfang genommen haben. Denkbar sind solche sächsischen Sommerreisen durchaus, um mit den Helgoländern und Römern friedlichen Handel zu treiben.

Außerdem war die Insel der südlichste Punkt der deutschen Bucht, von dem die römischen Segler, bei vorherrschenden westlichen Winden, durch Aufkreuzen wieder die offene See gewinnen, und ungefährdet von den sächsischen Piraten, vielleicht beladen mit Helgoländer Kupfererz als Hauptfracht, wieder nach Britannien zurückkehren konnten.

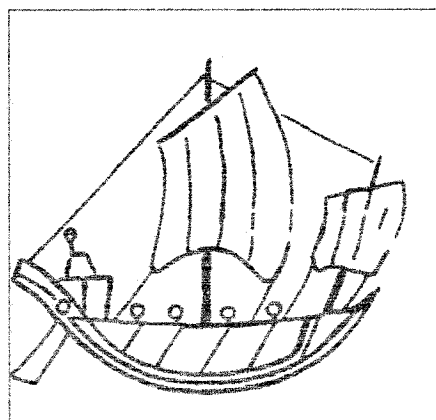
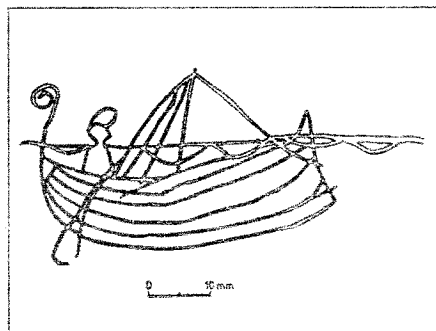
Insbesondere die Insel Römö, mit ihrem natürlichen Schutzhafen Havneby (Havneby = Hafensiedlung), an der Südostseite der Insel, scheint der wichtigste, ja einzige Anlaufpunkt für die römischen Hochseeschiffe an der jütländischen Nordseeküste gewesen zu sein. Wie die Karte mit den eingezeichneten Schiffsstrandungen zwischen 1858 und 1888 zeigt, gehören noch heute die Gewässer



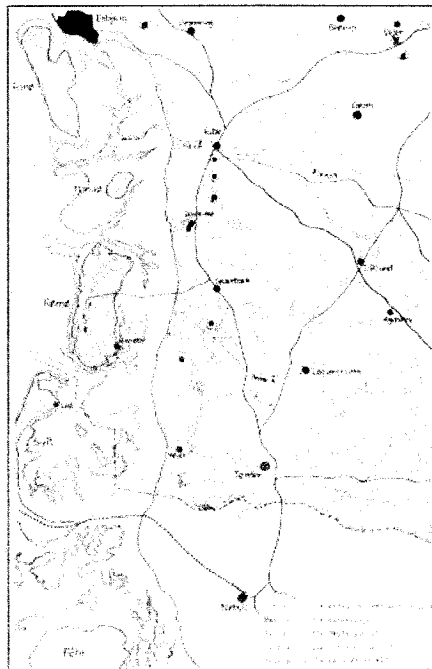
Ein römischer Ponto, das Vollschiß der Römer, auf einem Mosaikboden in Tunesien.



Rekonstruktion eines Pontos, mit schrägstehendem Fockmast und Wulstbug.



Diese beiden Ritzzeichnungen auf Stein und Holz, aus dem 9. Jhdt., fand man in Loddeköping in Schweden und in der Weser. Sie belegen auch für den Norden ein Weiterleben römischer Schiffbautraditionen bis ins Mittelalter.



Fundplätze römischer Importwaren im Raum Römö, Dankirke und Ribe.

Jütlands, bis hinauf zum Skagerrak, zu den gefährlichsten Küsten der Welt, und mussten von den tiefgehenden römischen Hochseeschiffen gemieden werden. Bis zum Bau des Kunsthafens Esbjerg, um 1900, war Havneby Dänemarks einziger Nordseehafen der Neuzeit. Vom siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert lag hier die dänische Walfängerflotte. Der mittelalterliche Hafen von Ribe, etwa 12 km nordwestlich von Römö, auf dem Festland gelegen, war zu dieser Zeit schon größtenteils verlandet, und für Großsegler nicht mehr geeignet.

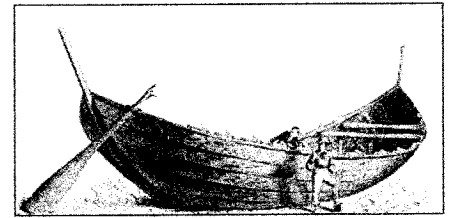
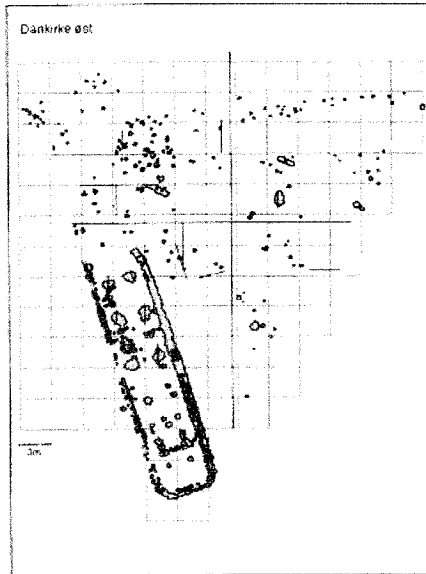
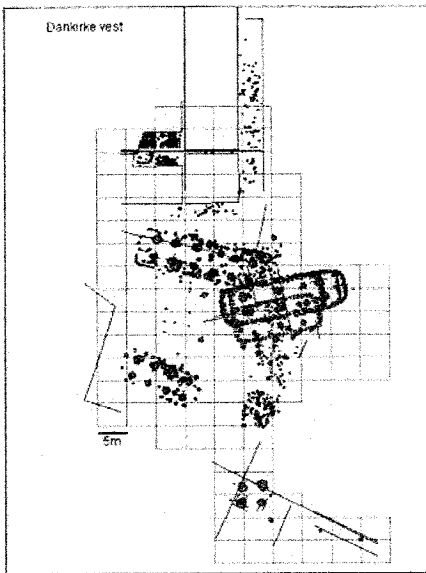
Dass auf der Insel Römö tatsächlich der römische Transithafen gelegen haben muss, belegt eindrücklich die vor einigen Jahren entdeckte germanische Siedlung „Dankirke“, gegenüber der Nordspitze von Römö, die bis heute nur zum Teil ausgegraben werden konnte. Es war ein germanischer Handelsplatz, der vom 4. bis zum 7. Jahrhundert bestand. Hier stieß man auf eine Fülle von römischen, fränkischen, friesischen und englischen Importwaren und Münzen. So entdeckte man auch ein regelrechtes Lagerhaus mit Massen von Scherben römischer Gläser, die einst in Regalen gestapelt gewesen sein müssen. Die übrige Verteilung von römischen Importwaren, auf dem Festland gegenüber Römö, bei der übrigen Siedlungs- und Fundleere der jütländischen Nordseeküste, und bis hinab zur Elbmündung, zeigt, dass hier ein Warenstrom seinen Anfang nahm, dem wir, anhand weiterer Funde, bis nach Kolding an die Ostseeküste folgen können. Über diese Straße müssen alle diese römischen Importe in den Ostseeraum geflossen sein, wie ihn die Fundverteilung der



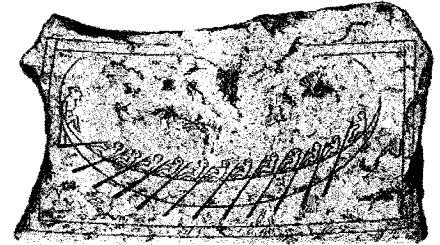
Der erste Kontakt zwischen den Römern und Jütländern im 1. Jhdt. nachgestellt im Versuchszentrum Lejre.

Karte zeigt. Doch davon, und von dem ungeheuren Goldreichtum des Ostseeraumes, der in Form von römischen Goldmünzen, in Folge des intensiven Handels der Römer mit den Nordgermanen, nach Dänemark und Schweden kam, und dem Norden das sprichwörtliche „Goldene Zeitalter“ des 5. bis 7. Jahrhunderts bescherte, berichte ich in der nächsten Folge.

Schon Tacitus berichtet in seiner Germania über die Schiffe der seefahrenden Chauken. Es seien reine Ruderschiffe gewesen, vorne und hinten gleich gebaut. Ausdrücklich bestätigt er, dass die



Das 1864 entdeckte Nydamboot.



Stein mit Abbildung eines Ruderschiffes aus Hågeby in Uppland/Schweden.

Die Grabungsbefunde der jütländischen Handelssiedlung Dankirke.

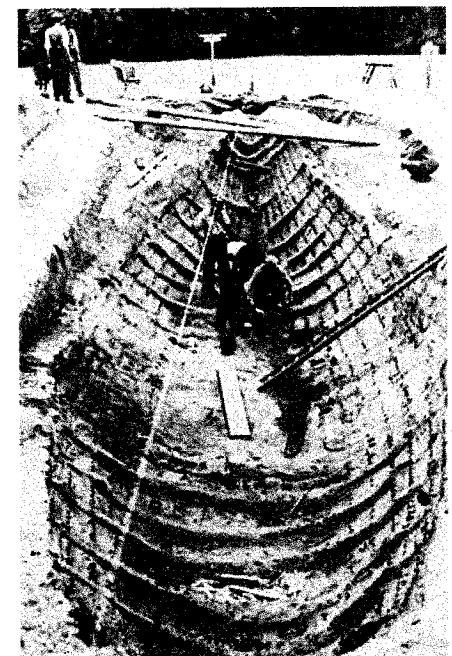
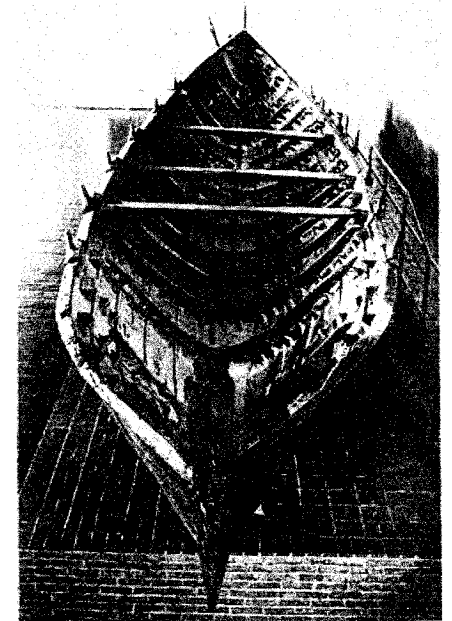
Germanen keine Segel verwendeten, obwohl sie diese von den römischen Schiffen her gekannt haben müssen. Zwar hat man bis heute noch keine Überreste eines chaukisch-sächsischen Schiffes aufgefunden, doch deckt sich die Beschreibung des Tacitus, hinsichtlich der Schiffsforn, auffällig mit dem 1864 im ostjütländischen Moor von Nydam gefundenen Ruderschiff, dem sogenannten 23 m langen Nydamboot, das heute etwa auf 320 n.Chr. datiert wird. Bei diesem, ganz aus Eichenholz gefertigtem Wasserfahrzeug, scheint es sich um einen germanischen Standardtyp gehandelt zu haben, mit dem sowohl die Nord- und die Ostsee befahren wurde. Jedenfalls ist seine konstruktive Verwandtschaft mit dem 1939 entdeckten 27 m langen sächsischen Schiff von Sutton Hoo in England, aus dem 7. Jhd. n.Chr., nicht zu verleugnen.

Beiden Schiffen gemein ist die Form und die kiellose Klinkerbauweise, sowie die Verwendung von einteiligen Spanten aus natürlich gekrümmt gewachsenen starken Eichenästen oder Wurzeln. Beiden Schiffen gemein ist auch die Befestigung der Planken an den Spanten durch Baststricke. Hierbei ließ man beim „Beiten“ der dünnen, nur 2 - 3 cm starken Planken, jeweils im Spantenabstand 2 keilförmige Holzblöcke stehen, welche anschließend zweifach durchbohrt wurden. Durch die Bohrlöcher der Blöcke und in den Spanten, konnten die Bindestricke geführt und der geklinkerte Rumpf, dessen überlappende und vernietete Plankengänge mit den Spanten fest, aber äußerst elastisch, verschnürt werden. Diese Bauweise finden wir auch bei dem norwegischen Kvalsundboot und noch bei dem berühmten Gokstadschiff und dem Osebergschiff der Wikingerzeit, um 800 n.Chr., im Bereich

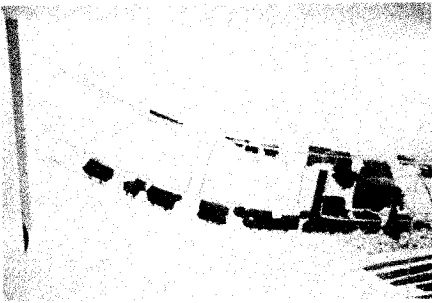
des unter Wasser liegenden Schwimmkörpers.

Diese Bauweise geht zurück auf die großen hölzernen eisenzeitlichen Kriegskanus, mit ihren beiden hörnerartig aufgebogenen und weit vorspringenden Doppelsteven, wie sie uns in ähnlicher Form die bronzezeitlichen Felsritzungen in Dänemark und Schweden vor Augen führen. Ein solches neunzehn Meter langes Kriegskanu, aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert, das nur von Stechpaddeln bewegt wurde, hat 1929 das dänische Moor von Hjortspring freigegeben. Seine Überreste, die aber noch die Konstruktion erkennen lassen, befinden sich im Dänischen Nationalmuseum in Kopenhagen. Dessen exakte, seetüchtige Rekonstruktion ist zur Zeit als Leihgabe im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum Schloss Gottorf in Schleswig zu sehen. Dafür wurde in einer spektakulären Aktion, das hier befindliche berühmte „Nydamsschiff“ nach Kopenhagen gebracht und im Nationalmuseum für ein Jahr als Leihgabe ausgestellt.

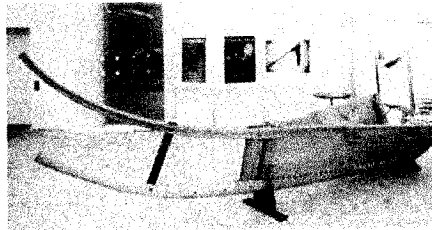
Die beiden Hörner der Doppelsteven des Hjortspringbootes sind keineswegs Zierat, sondern konstruktionsbedingt. So diente das untere Horn als Gleitkufe, für das Aufgleiten des Bootes auf den Strand; andererseits aber auch als Waffe. So konnte man mit seiner Hilfe auf ein feindliches Boot mittschiffs auflaufen, und es so unter Wasser drücken. Das obere Horn, mit dem beide Hörner verbindenden Querholm, diente der Stabilisierung der Gleitkufe. Kernteil der Steven war der keilartige Stevenblock, der den geklinkerten Teil des Rumpfes vorne und hinten abschloss. Mit dem Stevenblock war die Gleitkufe und das obere Stevenhorn, durch eine Art hölzernes Spannschloss, fest mit-



Mitte: Blick in das offene Nydamboot. Das Deck fehlt. Darunter, die Ausgrabung des Sächsischen Schiffes von Sutton Hoo, 1939.



Die Reste vom Bug des Hjortspringbootes im Dänischen Nationalmuseum Kopenhagen. Foto: R. Stirnberg.



Das nachgebaute Bugsegment in der Uni-Kiel. Foto: Gregor Grewe.



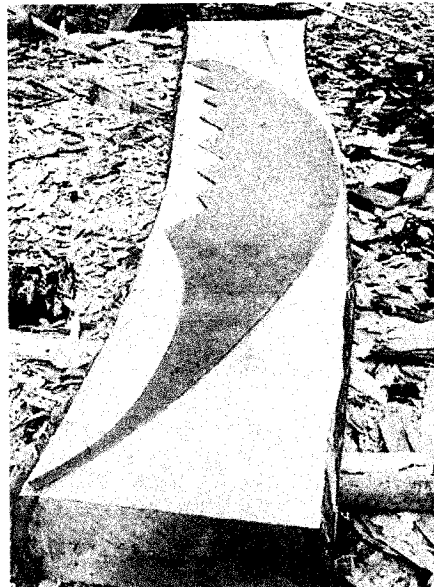
Dr. Kurt Deuzer begutachtet das rekonstruierte Bugsegment des Hjortspringbootes. Foto: Hanno Barth.



Der dänische Nachbau des Hjortspringbootes in der Förde vor Schleswig.



Felsritzung eines Doppelstevenbootes der Bronzezeit aus Schweden.



Aufriss für den Steven eines Wikingerschiff-nachbaus. Foto: Wikingerschiffsmuseum Roskilde/Dänemark.



Der fertig zugeschnittene und montierte Steven. Foto: Wikingerschiffsmuseum Roskilde.

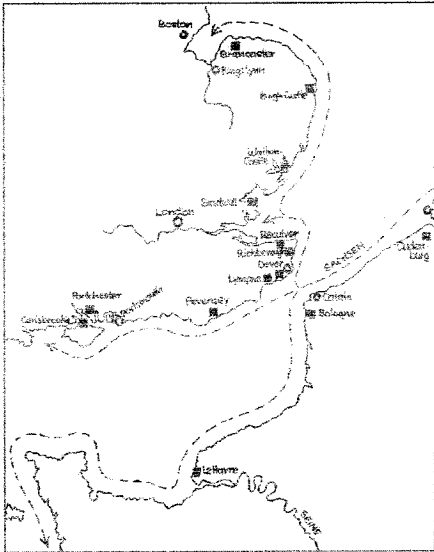
einander verbunden. Dadurch, dass man später die Gleitkufe, den Stevenblock und das obere Stevenhorn in einem Bauteil vereinigte, ergab sich die formschöne aufgebogene Stevenform der Wikingerschiffe. Im Gegensatz zu dem Nydam-schiff, findet sich bei dem Hjortspringboot kein einziges Metallteil. Sämtliche Bauteile, wie auch die einzelnen Planken, sind miteinander „vernäht“.

Die vorwikingerzeitlichen Nordgermanen setzten ganz offensichtlich beim Schiffsbau, wie bei dem Nydamschiff erkennbar, auf Leichtbauweise und Elastizität, ganz in der Tradition des bronzezeitlichen Schiffbaus. Dies ist auch vordergründig richtig; denn wenn etwas nachgibt, bricht es bei Belastung nicht so leicht wie etwas Starres. Doch liegt die Wahrheit bekanntlich zumeist in der Mitte. So fehlte allen diesen kiellosen Ruder-schiffen ein wesentliches Kriterium für die Hochseeschiffahrt, die mangelnde Längsstabilität. Dass heißt, beim Durchfahren eines Wellentales, bei dem Bug und Heck von Wellenbergen getragen, die Schiffsmitte jedoch ohne Wasserberührung in der Luft schwebt, bzw. beim Überfahren eines Wellenberges, bei dem nur die Schiffsmitte vom Wasser getragen wird, würden diese Schiffe binnen kürzester Zeit auseinanderbrechen. Es fehlte ihnen ja die tragende Funktion eines starken Kieles, dem Rückrat eines Schiffes. So endete in den fünfziger Jahren eine Fahrt mit einem Nachbau des Nydamschiffes in der stürmischen Nordsee mit einer Katastrophe, die zahlreiche junge Männer das Leben kostete.

Erst durch die Übernahme der römischen Kielbauweise durch die Nordgermanen, wann ist aber unbekannt, konnte die elastische Leichtbauweise der germanischen

Schiffe ihre volle Leistungsfähigkeit entfalten, wie es die späteren Wikingerschiffe eindrucksvoll demonstriert haben. Erst jetzt war es möglich geworden, die Schiffe mit Mast und Rahsegel auszurüsten. Die ältesten Abbildungen solcher Segler stammen von Bildsteinen auf der Ostseeinsel Gotland. Sie werden ins 6. oder 7. Jahrhundert datiert. Sie gleichen in frappierender Weise den Schiffen der Nordischen Seevölker (Haunebu) auf dem Relief am Tempel Ramses III. (1180-1160 v. Chr.) von Medinet Habu in Ägypten, was natürlich neue Fragen aufwirft.

Die fehlende Längsstifigkeit ihrer Ruder-schiffe war natürlich den Germanen bekannt. Sie versuchten ganz offensichtlich diesem Mangel abzuwehren, durch innerhalb des Rumpfes beidseitig eingebundene Balken, sogenannten Barghölzern, auf denen das mit Sicherheit zu erschließende, weil sowohl bei dem Nydamboot, als auch bei dem Schiff von Sutton Hoo fehlende Halbdeck ruht haben muss. Dies funktionierte anscheinend auch bis zu einem gewissen Grade, doch bedeutete eine Fahrt über die hohe See immer ein nicht zu unterschätzendes Risiko, und wurde auch von den Sachsen anscheinend gescheut. Dies zeigt sich insbesondere bei den um die Mitte des 3. Jahrhunderts einsetzenden Raubfahrten der Sachsen nach Britannien. Hierbei folgten sie dem Küstenverlauf der Nordsee bis zur Straße von Dover und Calais. Erst hier, in Sichtweite der Felsen von Dover, überquerten sie den Kanal und stießen entweder entlang der englischen Südküste nach Westen, bis zur Insel Wright vor, oder folgten der englischen Ostküste nach Norden, bis hinauf nach Kings Lynn, dem in der Hansezeit so bedeutenden Ausfuhrhafen für englische Wolle. Weiterge-



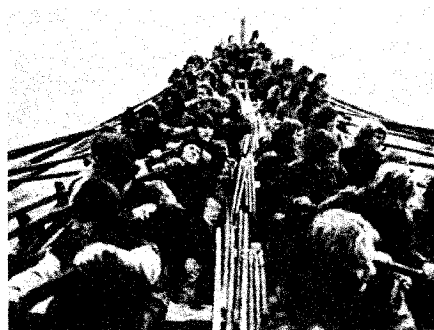
Die sächsischen Vorstöße entlang der Küsten von Gallien und Britannien während des 3. und 4. Jahrhunderts.



Zwei Münzen der beiden britischen Rebellenkaiser Carausius (286-293) und Allectus (293-296).



Ein Nachbau des Nydambootes wird in den Dreißiger Jahren seeklar gemacht.



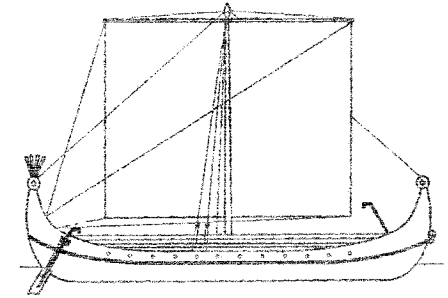
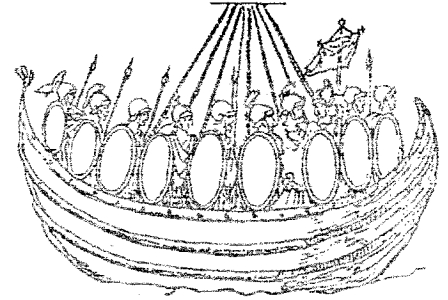
Das Nydamboot in voller Fahrt auf der Nordsee. Auf Grund ihrer Leichtbauweise waren Schiffe wie das Nydamboot gerudert fast doppelt so schnell wie die römischen Kampfflößen.

hende Vorstöße wurden von den Sachsen während des 3. und 4. Jahrhunderts, also vor der Zeit der sächsischen Landnahme in Britannien, im frühen 5. Jahrhundert (ab 407), noch nicht unternommen. Woher wissen wir das? Es ergibt sich aus der Verteilung, der durch die römischen Usurpatoren Carausius (286-293) und Allectus (293-296) gegründeten, und von den nachfolgenden römischen Kaisern weiter ausgebauten Küstenforts entlang dieser „Saxon shore“ genannten Küstenstriche, mit Schwerpunkt in der Kanalzone.

Daneben verstärkte Carausius auch die „classis britannica - die Britannische Flotte“, die stärkste Provinzialflotte des Reiches, durch neuartige Schiffstypen, wie z.B. den hochseefähigen und schnellen „camaro“, ein ausgesprochenes Schlechtwitterschiff; prädestiniert für den Einsatz in der offenen Nordsee. Die hohen, scharf geschnittenen und einwärts gekrümmten Steven des Camaro, wurden vermutlich von dem norwegischen Kvalsundboot und noch von dem wikingerzeitlichen Osebergsschiff nachgeahmt.

Aber nicht nur die britannische, sondern auch die gallische Küste wurde von den Sachsen heimgesucht. So legten sie anscheinend um 268 den römischen Handelsplatz bei Domburg auf der Insel Walcheren im Maas-Schelde-Delta in Schutt und Asche. Er war bis dato der wichtigste Transithafen zwischen Gallien und Britannien, wie zahlreiche Weihesteine von Kaufleuten, den „Negatorii Britannici“, darunter auch von Kölner Kaufleuten, für die Göttin Nehalennia belegen, die Schutzgöttin der Seefahrer, deren Tempel hier stand. Auch das römische Kastell Lugdunum Batavorum, mit seiner mutmaßlichen Leuchtturmfestung (Callas = Caligulas (?) Turm genannt) an der Mündung des „Alten Rhein“, bei Katwijk aan Zee, wurde zu dieser Zeit zerstört. Hier waren aber vermutlich die Franken die Täter, welche alle Kastelle längs des Alten Rhein und des „Krummen Rhein“ zerstörten, die von den Römern auch nicht wieder aufgebaut wurden. Die römischen Plätze von Domburg und Katwijk hat erst in der Neuzeit die See verschlungen.

Im Jahre 286 erfolgte ein Vorstoß sächsischer Piraten, zusammen mit salischen Franken, bis hinab zur Loiremündung, ins ehemalige Gebiet der gallischen Veneter, die bis ins 1. Jhdt. v. Chr. mit ihren riesigen kraweelgebauten Hochseeseglern aus Eichenholz, den Naos oder Nefs, ausgesprochenen Schwerwitterschiffen, den Atlantikverkehr und den Zinnhandel mit England beherrschten, wie Caesar berichtet. Es steht zu vermuten, dass dies bereits schon im 4. Jahrhundert vor Christus der Fall war, als Karthago den südwestlichen Teil des Mittelmeeres kontrollierte und „die Säulen des Herakles“,



Oben: Ein römischer Camaro. Nach einer römischen Steinplastik. Mitte: Rekonstruktionszeichnung eines Camaro. Die Bordwände konnten bei schwerer See durch Setzborde erhöht werden. Unten: Die reichgeschmückten Steven römischer Camaren auf einer Steinplastik.

die Straße von Gibraltar, gesperrt hatte. Siedlungsgebiet der Veneter war die Südküste der Halbinsel Armerika, der heutigen Bretagne, mit ihrer Hauptstadt Venetiae, dem jetzigen Vannes, nördlich der Loiremündung. Von hier aus ist aller Wahrscheinlichkeit nach Pytheas von Massilia um 330 v. Chr., an Bord eines solchen venetischen Trawlers, der die Nordatlantik-Nordseeroute befuhr, zu seiner berühmten Reise nach Thule aufgebrochen. Ich komme darauf noch zurück. Im Jahre 56 v. Chr. wurden die Veneter, nach zähem Widerstand, durch Julius Caesar vernichtet. Der gesamte Stammesrat wurde hingerichtet und die Bevölkerung in die Sklaverei verkauft. Hat in der Vernichtung des Venetischen Seereiches der „Vinetythos“ seine Wurzeln? Wurde er vielleicht auf einen der großen (slawischen?) Handelsplätze an der Südküste der Ostsee übertragen? (wird fortgesetzt)

Reinhold Stirnberg

Nebelheim

Eine Zeitreise durch Germaniens Norden

Teil III : Asen und Vanen – Die Götter kommen!

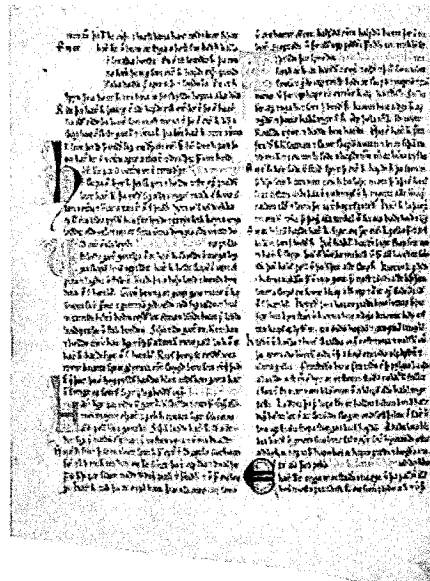
Bei der ersten Niederschrift meiner Aufsatzreihe „Nebelheim“ glaubte ich das Kapitel „Asen und Vanen - Die Götter kommen“ auslassen zu können. Doch zeigte es sich, dass mein Themenkreis ohne dieses Kapitel unvollständig wäre. Daher muss ich hier eine Zäsur anbringen. Wenn ich hier über die germanischen Götter schreibe beschränke ich mich auf das, was man weder in der „Edda“, noch in einschlägigen populärwissenschaftlichen Werken über die Mythologie der Germanen finden kann. Ich denke, es dürfte für die meisten Leser einige Überraschungen bereithalten.

Etwas um die Zeit, als die Römer ihre Handelsbeziehungen über die Jütländer mit dem germanischen Ostseeraum aufnahmen, spätestens aber in den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts n. Chr., vollzogen sich im Norden bedeutende Völkerverschiebungen. So verließen u. a. große Teile der Goten, Burgunder und Wandalen ihre südschwedische Heimat (Öster- u. Westergötland, Burgundarholm/Bornholm u. Vendel/Uppland), überquerten zu Schiff die Ostsee und ließen sich im Küstengebiet zwischen Oder und Weichsel nieder. Über die Gründe, die zu dieser Nordischen Völkerwanderung führten, ist bis heute noch keine Klarheit geschaffen worden. Einzig sicher ist man sich darin, dass die Auswanderung freiwillig erfolgte. Hinweise, die auf eine Verdrängung durch die Einwanderung eines fremden Volkes nach Schweden hindeuten könnten, fehlen bislang. Und doch hält sich seit Jahrhunderten das Gerücht, dass wenige Generationen zuvor ein fremdes „Volk“ in Schweden eingedrungen sein soll. Genauer gesagt: das Göttergeschlecht der Asen, unter der Führung Odins, soll sich dort breitgemacht und die Herrschaft übernommen haben.

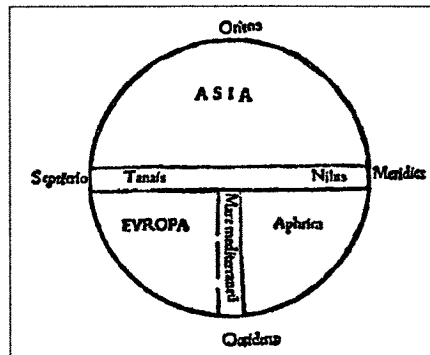
Die kriegerischen Asen, unter der Führung ihres zauberkundigen Schamanen und Häuptlings Odin, durchzogen bis dahin als Halbnomaden die Steppen zwischen dem Unterlauf des Don und dem Kaspischen Meer. Im Süden grenzte ihr Gebiet an den Kaukasus. An der Mündung des Don, des antiken Tanais, gerieten sie in Konflikt mit den hier ansässigen nicht weniger kriegerischen Vanen, die Odins Burg Asgard zerstörten. Der Krieg endete mit einem Patt. So schlossen Asen und Vanen Frieden und stellten sich gegenseitig Geiseln. Als nun die Römer die Steppenvölker bedrohten, zogen auch



Denkmal des Snorri Sturluson in Reykjavik



Eine Seite aus der „Heimskringla“

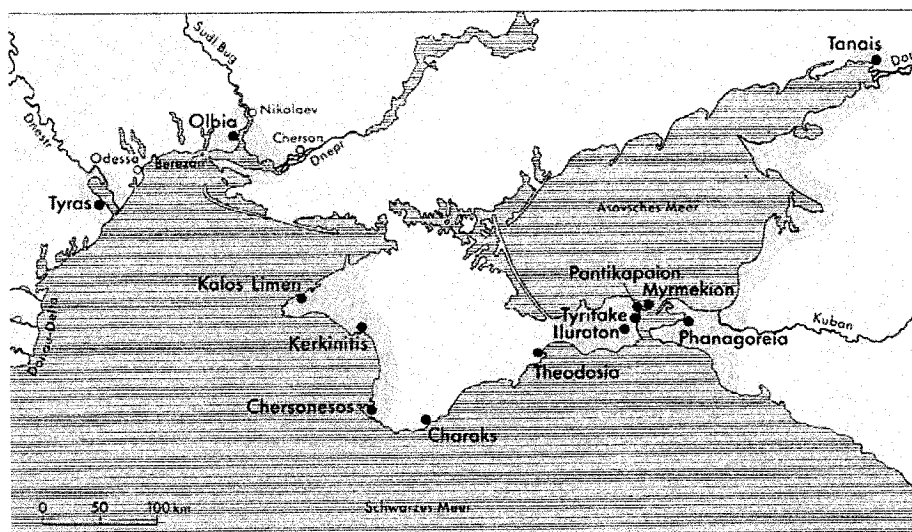


Mittelalterliche T-Karte der Erdscheibe

ein Teil der Asen und Vanen aus ihren Gebieten fort. Über Russland kamen sie nach Sachsen. Von dort aus gelangten sie über Jütland, Fünen und Seeland nach Schweden, wo Odin die Herrschaft übernahm. Nach seinem Tode wurde Njörd, nach ihm sein Sohn Freyr, König in Schweden, der Stammvater des Ynglingengeschlechtes, der mythischen Könige von Schweden.

So jedenfalls berichtet es uns der Isländer Snorri Sturluson (1179-1241), einer der wohl gebildetsten Männer des Mittelalters. Snorri Sturluson ist der Vater der sogenannten „Lieder-Edda“, da er die bisher nur mündlich überlieferten isländisch-norwegischen Götter- und Heldenlieder aufzeichnen ließ. Der größte Teil dieser Lieder, von denen nur einige wenige vor 1000 n. Chr. entstanden sein dürften, findet sich in dem um 1220 entstandenen sogenannten „Codex regius“, einer Pergamenthandschrift, die sich heute im „Arni-Magnusson-Institut“ zu Reykjavik befindet. Daneben verfasste Snorri auch die sogenannte „Prosa-Edda“, ein Skaldenlehrbuch. Des weiteren ließ er zwischen 1220 und 1230, zu Reykholth auf Island, die „Geschichte der norwegischen Könige“ aufzeichnen. Als seine Quellen für die sagenhafte Frühzeit der schwedischen und norwegischen Könige nutzte er im wesentlichen das genealogische Gedicht „Ynglingatal“ des Dichters Thjodolf von Kvinesdalen, dem Skalden König Harald Schönhaars von Norwegen (um 900) und das „Haleygatal“ des Eyvind Skaldenverderbers, aus dem 10. Jahrhundert. Diese und andere, nur mündlich tradierten Lieder und Sagas, führten ihn zurück bis zu den Göttern der heidnischen Vorzeit. In Snorris Königschronik, die nach den ersten Worten des Textes, „Kringla Heimsins“, kurz „Heimskringla – Der Weltkreis“ genannt wird, schildert der Christ Snorri in den ersten Abschnitten der „Geschichte von den Ynglingen“, die Einwanderung und Eroberung des heutigen Dänemarks und Südschwedens durch die Asen und Vanen.

Bis heute geht man davon aus, dass Snorri, als gebildeter Christ, nach der antiken Lehre des „Euhemerus“ (um 300 v. Chr.), auch die nordgermanischen Götter, wie Odin, Thor, Freyr, Njörd, Balder etc. nur als vorzeitliche Heroen auffasste, „die fälschlich in den Geruch der Göttlichkeit gelangt sind. Hierdurch lie-



Das Bosphoranische Reich

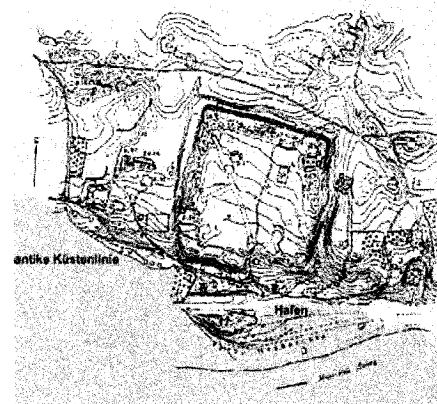
Ben sich die Asen als Menschen in das christliche Geschichtsbild einfügen“. Selbst wenn das stimmen sollte, so ist es immerhin erstaunlich, dass Snorri die Ausbreitung dieses Götterkultes der Asen und Vanen bei den Nordgermanen nicht in die indogermanische Vorzeit, wie die heutige Meinung der Fachwelt lautet, sondern in die Expansionszeit Roms datiert. So heißt es im 6. Abschnitt der „Ynglingensaga“ in der Heimskringla: „**In jener Zeit zogen die Römerhäuptlinge weit in der Welt umher und unterwarfen sich alle Völker...**“. Diese Epoche lässt sich genau eingrenzen. Sie beginnt mit Augustus (44/27 v.–14 n. Chr.), bzw. mit Caesar (100–44 v. Chr.) und Pompeius (108–48 v. Chr.), und endet praktisch mit Traian (98–117 n. Chr.), unter dem das Reich seine größte Ausdehnung erreichte.

Der bekannte norwegische Forscher Thor Heyerdahl geht davon aus, dass Snorri Sturluson in seiner Heimskringla, in puncto Asenwanderung, über geschichtliche Ereignisse berichtet, die über die Jahrhunderte hinweg nur mündlich überliefert wurden, ehe sie Snorri niederschreiben ließ. So hält er Odin und die anderen „Götter“ für historische Personen, die später in ihrer neuen Heimat göttliche Verehrung genossen. Heyerdahl macht sich hier die euhemeristische Sichtweise zu Eigen. Er datiert den Beginn der Asenwanderung „um“ 60 vor Christus, also in die Zeit der Wirren des 3. Mithradatischen Krieges im Schwarzmeerraum. Bei seiner Datierung liegt Heyerdahl aber falsch. Zu dieser Zeit waren die Stämme des Nordschwarzmeerraumes und die Völker nördlich des Kaukasus durch Rom noch nicht gefährdet. Die römische Okkupation beginnt in diesem Raum erst ein Jahrhundert später, wie das Nachfolgende zeigen wird. Versuchen wir einmal den Bericht Snorris mit den, durch die antiken Autoren überlieferten Ereignis-

sen und die archäologischen Befunde zu vergleichen, um eventuelle Parallelen aufzudecken, die Snorris Berichte stützen könnten.

Snorri Sturluson beginnt seine Heimskringla mit der Beschreibung des Erdkreises, den er sich als eine, rings vom Ozean umgebene Scheibe vorstellt, die durch Meerbuchten vielfach gegliedert ist: „**Bekanntlich erstreckt sich vom Njörvasund (Straße von Gibraltar) ein Meer bis zum Heiligen Lande. Von diesem Meer geht eine lange Bucht hin nach Nordosten. Diese heißt das Schwarze Meer, und sie scheidet zwei Erdteile. Der östliche heißt Asien, den westlichen nennt man bald Europa, bald Enea. Aber nördlich vom Schwarzen Meer erstreckt sich Großschweden (Svithiod magna) oder Kaltschweden**“ (so genannt nach dem von den schwedischen Wikingern, den Warägern, im 9. Jahrhundert nach Christus gegründete Reich der Rus, mit der Hauptstadt Kiew): „...Aus dem äußersten Norden aber, von den Bergen, die jenseits jeden bewohnten Landes liegen, ergießt sich ein Strom über Schweden (Russland) hin, dessen rechter Name **Tanais (Don)** ist. Vordem nannte man ihn **Tanavvisl** oder auch **Vanen-Kvisl** (Kvisl= Flussarm). Der strömt zum Ozean (Mittelmeer) durch (die Maeotissee, das Asow'sche Meer, in) das Schwarze Meer. **Das Land zwischen den Donmündungen/Donarmen (Dondelta) nannte man Vanenland oder Vanenheim.** Dieser Strom trennt die beiden Erdteile: der östliche heißt Asien, der westliche Europa.“

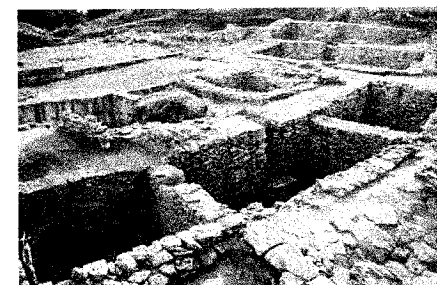
Mittelpunkt und wirtschaftliches Herz des Dondeltas war in der Antike die an der Mündung des Nordarms in die Maeotissee gelegene, im 4. Jhdt. v. Chr. gegründete, griechische Polis **Tanais**. Die mit starken Mauern und Türmen bewehrte Stadt, zusätzlich noch an drei Seiten durch vorgelagerte tiefe Gräben gesichert, er-



Situationsplan von Tanais



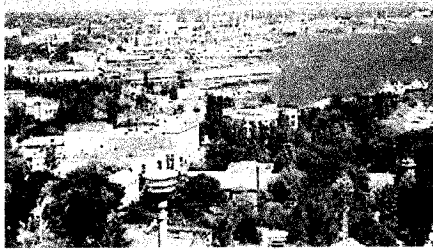
Blick über die Ruinen von Tanais, den Don und die Weite des Dondeltas, eine der Kornkammern des Bosphoranischen Reiches.



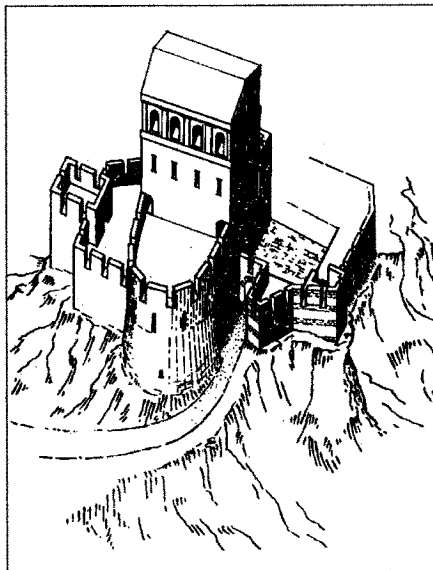
Die Keller von Tanais. An den Ausgrabungen waren auch deutsche Archäologen beteiligt.



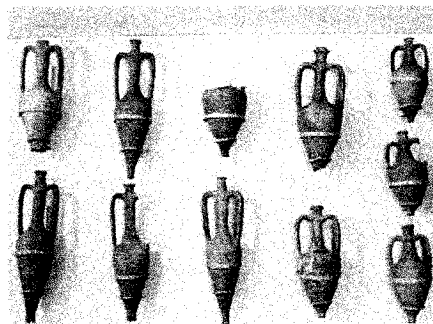
Rekonstruierter Turm der Stadtbefestigung von Tanais



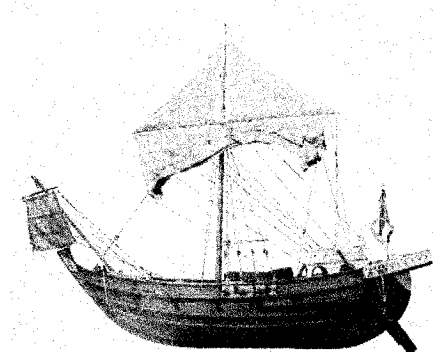
Blick vom Burgberg auf den Hafen von Kertsch/Pantikapaion



Rekonstruktion der Königsburg von Pantikapaion



Amphoren für Liquamen/Garum aus Tanais



Modell einer Corbita. Die Corbita - der Korb - war das typische Handelsschiff des Mittelmeeres. Für den Atlantik und die Nordsee war sie ungeeignet.

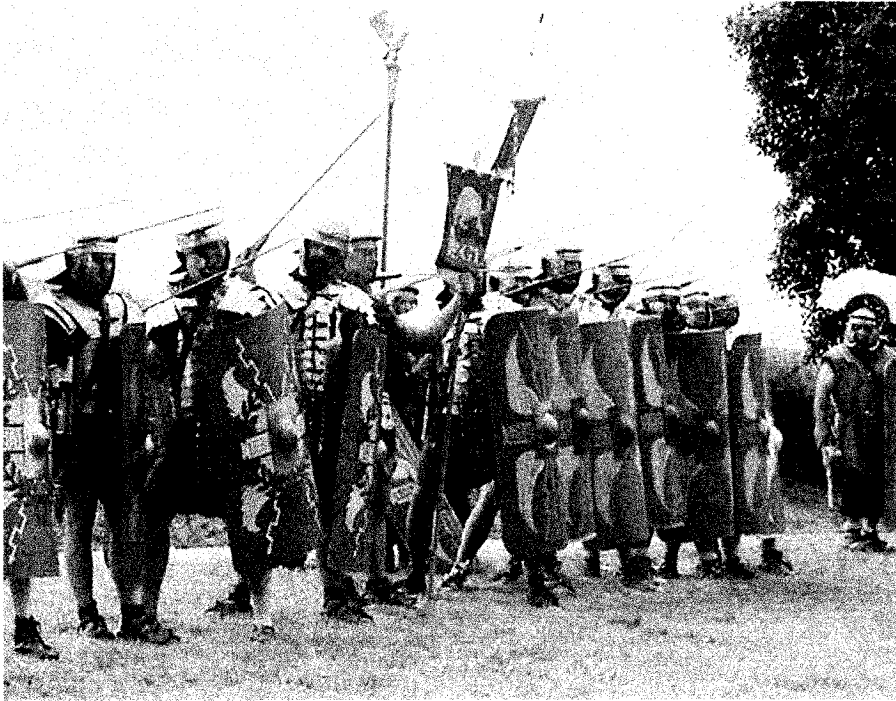
hob sich unmittelbar auf dem 20 Meter hohen rechten Uferplateau des Don. Die befestigte Kernstadt war klein und von nahezu quadratischer Gestalt. Sie bedeckte eine Fläche von annähernd 230 x 235 m, also nur 5,4 ha. Sie besaß ein regelmäßiges Straßennetz und eine Agora (Marktplatz), die in der Spätantike durch eine große Palastanlage überbaut wurde. Unterhalb der Stadt lag der Hafen, dessen kanalartige lange Einfahrt sich heute noch im Gelände abzeichnet. Um die Stadt herum erstreckte sich halbkreisförmig, in unregelmäßiger Bebauung, die unbefestigte Vorstadt. Tanais war der nordöstlichste und einzige Vorposten des **Bosporanischen Reiches** an der Maeotis für den Handel mit den nomadischen Stämmen der Skythen und Sarmaten, aus den Steppengebieten diesseits und jenseits von Don und Wolga, der Kaspischen Senke und den Steppen östlich des Asowschen Meeres, zwischen der Manytschniederung und dem nordwestlichen Kaukasus. Das Vanenland Snorris ist danach eindeutig mit dem zum Bosporanischen Reich gehörenden Dondelta und seiner Hauptstadt Tanais zu identifizieren. **Die Vanen wären demnach mit den griechischsprachigen Bosporanern und der hier ansässigen hellenisierten griechisch-skythischen Mischbevölkerung gleichzusetzen.**

Das Bosporanische Reich, als Land- und Seemacht, entstand um 480 v. Chr. durch den Zusammenschluss der griechischen Stadtstaaten in der östlichen Hälfte der nördlichen Schwarzmeerküste, gegen die feindlichen Skythen. Seit 17 v. Chr. war es ein Klientelstaat Roms. Sein Staatsgebiet umschloss das gesamte Asowsche Meer, unter Einschluss der Krim und der Tamanhalbinsel. Im Westen reichte es bis zum Unterlauf des Dnjepr. Hauptstadt des Bosporanischen Reiches war Pantikapaion (Kertsch) auf der Krimseite des Kimmerischen Bosporus, der heutigen Straße von Kertsch, der dem Reich seinen Namen verlieh. Territorial und politisch ein Zwerg, war das Bosporanische Reich aber wirtschaftlich eine bedeutende See- und Handelsmacht. Neben dem Getreideanbau und Export war der ungeheure Fischreichtum der Maeotis ihre bedeutendste Ressource. Aus kleinen Fischen (griech. Asperides) und Fischstücken gewann man am Bosporus durch Fermentierung eine Art Fischsoße, den Liquamen, oder Garum. Es war das wichtigste Würzmittel in der damaligen mediterranen Küche. Durch das Fermentieren wurde das Fischeiweiß in seine Aminosäuren aufgespalten. Hierbei bildete sich auch Glutaminsäure, welche den Speisen ihren exquisiten Wohlgeschmack verlieh. Zwar wurde rund um das Mittelmeer Garum produziert, doch kein Produkt erreichte den hohen Qua-

litätsstandard der bosporanischen Erzeugnisse, die in Rom und anderswo teuer bezahlt wurden. Das dritte wirtschaftliche Standbein der Bosporaner war der Handel mit den Nomaden der Steppen, der über Tanais abgewickelt wurde, dem einzigen Hafen an der Maeotis. Die wichtigsten Importe waren Sklaven, Vieh, tierische Produkte, Honig, Wachs und Hanf/Canabis, teils als Fasermaterial, teils als Rauschmittel. Im Gegenzug lieferten die Bosporaner u. a. Wein, Olivenöl, Amphoren und andere Keramische Erzeugnisse, sowie Luxuswaren an die Barbaren im Norden. Die großen Mengen an Fundscherben von Liquamen- oder Garumamphoren in Tanais lassen vermuten, dass auch hier die begehrte Fischsoße produziert wurde. Die Überseehäfen des Reiches für die römisch-griechischen Großsegler, die Corbiten, lagen am Bosporus. Die wichtigsten waren Pantikapaion und Phanagoreia, auf der gegenüberliegenden Tamanhalbinsel. Den Verkehr zwischen ihnen und Tanais übernahm die bosporanische Flotte mit ihren kleineren Frachtschiffen, die für die flache, nur 7-11 m tiefe Maeotis besser geeignet waren.

Das Bosporanische Reich, als Seemacht, zu Lande aber ständig bedroht durch die Sarmaten und Skythen, kontrollierte seit der Zeitenwende, mit römischer Hilfe, (seit 46 waren hier ständig römische Einheiten stationiert) nur noch die östliche Küstenregion des Asowschen Meeres, einschließlich des Dondeltas, das untere Kubangebiet, die Tamanhalbinsel, den Kimmerischen Bosporus und die östliche Hälfte der Krim. Den westlichen Teil, mit den Städten Kalos Limen, Kerkinitis und Chersonesos, sowie den westlichen Teil des Nordschwarzmeergebietes, mit den Städten Olbia, nahe Nikolaev, an der Mündung des Bug, einst der größte Getreidelieferant Athens, und Tyras bei Odessa, an der Mündung des Dnjestr, bis hinab zum Donaudelta, beherrschten die dem Bosporanischen Reich und Rom feindlich gesonnenen Skythen und Sarmaten. Sie hatten die griechischen Handelsstädte in ihre Abhängigkeit gebracht, die nun eine halbbarbarische gemischte griechisch-skythisch-sarmatische Bevölkerungsstruktur besaßen, wie es auch für Tanais nachgewiesen ist. Soviel vorerst zu den Bosporanern, den Vanen der Heimskringla. Nun müssen wir uns mit den **Asen** beschäftigen. Folgen wir hier wieder der Heimskringla:

„Das Land in Asien östlich vom Tanakvisl (die nordkaspische Steppe) nannte man **Asenland oder Asenheim**, und die Hauptstadt des Landes hieß **Asgard**. In der Burg aber lebte ein Häuptling namens **Odin**. Dort war eine große Opferstätte. Es war dort Brauch, dass 12



„...die streitbaren Vanen zerstampfen das Feld“. Die „Legio IX Hispana“ in Angriffsformation, mit wurfbereiten „Pila“.

Tempelpriester als oberste „Goden“ (Priester u. Gesetzessprecher) galten. Sie hatten die Opfer zu leiten und unter den Männern Recht zu sprechen. Man nannte sie „Diar“ (Götter) oder „Drott-nar“ (Könige). Denen musste alles Volk Dienste und Verehrung erweisen. **Odin war ein großer Kriegermann und wanderte weit umher. Ihm wurden viele Reiche untertan...** Odin zog oft so lange von zu Hause fort, dass er manches Jahr auf der Wanderung zubrachte.“

Aufgrund des geographischen Raumes und der Zeitstellung, nach dem Bericht der Heimskringla, kann es sich bei den Asen nur um einen sarmatischen Stamm handeln. Der einzige sarmatische Stamm, dessen Name phonetisch ähnlich klingt, ist das Volk der **Aorsen, sprich Arsen**, das ausgerechnet in dem betreffenden Zeitfenster die beherrschende Kraft der Steppen war. Sollten die Aorsen tatsächlich mit den Asen identisch sein?

Odin, oder **Odenathus**, wie sein Name auch gelautet haben könnte, führte eine kriegerische **halbnomadische Lebensweise**. Als er und seine Krieger einmal lange ausblieben, glaubten die Asen und Odins Brüder Vili und Ve, die während seiner Abwesenheit die Herrschaft führten, er würde nicht mehr wiederkommen: „Da teilten seine Brüder sein Erbe, Odins Weib Frigg aber nahmen sie gemeinsam zur Frau. Bald darauf aber kam Odin zurück und nahm wieder Besitz von seiner Gemahlin (?).“

Im 4. Abschnitt der Ynglingensaga berichtet Snorri über den „Vanenkrieg“, den Konflikt zwischen den Asen und den Va-

nen; treffender gesagt, zwischen den Asen und den Bosporanern, über dessen reale Ursachen Snorri sich aber aus-schweigt:

„Odin zog mit einem Heer gegen die Vanen, aber die waren wohl gerüstet und verteidigten ihr Land, und so siegte bald dieser, bald jener. Beide verheerten des anderen Land und fügten sich gegenseitig Schaden zu.“

Dem stets sieggewohnten Odin und seinen Kriegern wurden hier erstmals die Grenzen ihrer militärischen Macht vor Augen geführt. Hier bekamen es die Asen mit einem Gegner zu tun, der sich nicht nur auf die Verteidigung beschränkte, sondern auch zur Offensive übergehen konnte. Hierbei kann es sich nur um die Truppen des Bosporanischen Reiches gehandelt haben, die wie die Römer gerüstet waren und nach römischer Art und Weise kämpften. Die wichtigste Waffengattung des bosporanischen Heeres war die Infanterie. In dem mythischen Gedicht **Voluspa – Der Seherin Gesicht**, in der „Edda“, heißt es:

Den Schaft hatte Odin geschleudert ins Heer,

das auch geschah im ersten Weltkrieg, da brach der Wall in der Burg der Asen, die streitbaren Vanen zerstampften das Feld.

Odins Burg Asgard wurde also durch die Fußtruppen der Vanen/Bosporaner belagert und zerstört. Zu einem derartigen Widerstand und offensiven Vorgehen gegen die steppennomadischen Asen wäre das relativ kleine Tanais militärisch



Legionäre der „Legio IX Hispana“, einer spanischen Traditionsgruppe, in exakt replizierten Rüstungen der römischen Legionäre, ab der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.



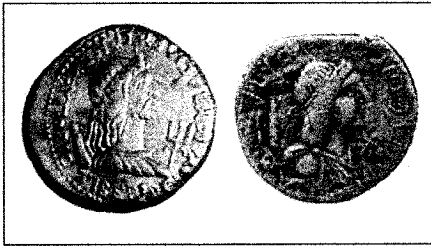
Leichter Sarmatischer Panzerreiter. Aquarell von Michail V. Gorelik, nach russischen Funden.



Schwerer spätrömischer Panzerreiter sarmatischen Typs des frühen 4. Jahrhunderts.



Das Dondelta, Aquarell. Unbek. russ. Künstler



Kupfermünze des Tib. Jul. Rheskuporis I. und des Sauromates I. von Bosphorus, mit dem Dreizack Poseidons.



Kupfermünze des Tib. Jul. Sauromates I., mit dem Ährenkranz der Demeter.



Goldener Doppelstater des Tib. Jul. Cotys II. Auf der Rückseite das Portrait Kaiser Hadrians. Die Stater waren zusammen mit den gleichwertigen römischen Aurei die wichtigsten Handelsmünzen der Antike.

nicht in der Lage gewesen. Das ist für mich ein indirekter Beweis, dass wir das gesamte Regnum Bosporanum als das Vanenreich der Heimskringla ansprechen müssen. Daraus folgt aber auch, dass die Asenburg Asgard in relativer Nähe zu Tanais gelegen haben müsste. So lokalisierte Thor Heyerdahl Asgard schon vorzeitig unter dem heutigen Asow (Heyerdahl: Asow = As-chow = Asen-hof = As(en)-gard), rund vierzig Kilometer südlich von Tanais, am Südarms des Don, wo er bei Probegrabungen auf archäologische Artefakte skytho-sarmatischer Prägung des ersten Jahrhunderts vor und der ersten beiden Jahrhunderte nach Christus stieß, die mit ähnlichen Funden in Schweden korrespondieren sollen. Jedenfalls belegen die Funde, dass an diesem Platz im fraglichen Zeitraum Menschen steppennomadischer Herkunft lebten. Doch folgen wir weiter der Heimskringla:

„...Aber als ihnen der Streit über wurde, verabredeten sie (die Asen und Vanen) untereinander eine Zusammenkunft zur Versöhnung. Sie schlossen einen Friedensvertrag und stellten sich gegenseitig Geiseln.“

So erhielten die Asen von den Vanen **Njörd den Reichen** mit seinem Sohn **Freyr** und Schwester **Freya**, sowie **Kvasir**, den Klügsten ihres Volkes; die Vanen bekamen dagegen den gutaussehenden aber einfältigen **Höfnir, den sie zu ihrem König machten**, und den weisen **Mimir** als dessen Ratgeber. Als die Vanen merkten, dass sie bei dem Geiseltausch überverteilt worden waren, hieben sie Mimir den Kopf ab. Odin dagegen machte Njörd und Freyr zu Tempelpriestern: **„...sie wurden „Diar“ unter dem Volk der Asen. Die Tochter des Njörd hieß Freya. Sie war Tempelpriesterin. Sie lehrte zuerst den Zauber, wie er bei den Vanen üblich war. Solange Njörd bei den Vanen war, hatte er seine Schwester (Nerthus) zur Frau gehabt, denn dort war dies so rechts, und ihre Kinder hießen Freyr und Freya. Aber unter den Asen war es verboten, in so nahe Verwandtschaft zu heiraten.“**

Zu Njörd und seiner Schwester Nerthus ist eine Bemerkung anzubringen. In der nordgermanischen Kosmogonie war Njörd, vereinfacht gesagt, der Gott des Meeres und der Schifffahrt. Er ist also das germanische Pendant zum griechischen Poseidon oder römischen Neptun. Njörds Schwester Nerthus ist dagegen die „Mutter Erde“ und Göttin der Fruchtbarkeit, aber auch des Werden und Vergehens, des Todes, wie man anhand der Beschreibung ihres Kultes in der Germania des Tacitus erschließen kann. Ihre Funktion hatte in der griechischen Mythologie die Göttin Demeter oder die römische Ceres inne, die Schwester Poseidons, deren Kult in den geheimnisvollen Mysterien von Eleusis gefeiert wurde. Miteinander gemein haben beide Götterpaare auch ihre inzestuösen Beziehungen, wenn auch in verschiedenen Ausprägungen. Wenn man jetzt noch weiß, dass die Kulte des Poseidon und der Demeter insbesondere im Bosporanischen Reich gefeiert wurden, so könnte man meinen, wir hätten es bei Njörd und Nerthus mit einer, im Zuge der Asenwanderung erfolgten, Göttertranslokierung aus dem Süden in den germanischen Norden zu tun, die erst im 1. Jahrhundert stattfand. Das stimmt aber so nicht. Bei Njörd/Poseidon/Neptun und Nerthus/Demeter/Ceres handelt es sich vielmehr um uralte Gottheiten, die allen Indogermanen gemein waren, ganz gleich welchen Namens, und welche Veränderungen sie in ihrem Wesen bei den einzelnen Völkern auch erfahren haben mögen. Das Gleiche gilt übrigens auch für Odin=Wodan und die anderen Götter. Es ist daher müßig, in ihnen historische Personen des ersten vor- oder nachchristlichen Jahrhunderts zu vermuten. Was bleibt, ist der Bericht Snorris über die Wanderung eines Volkes aus dem

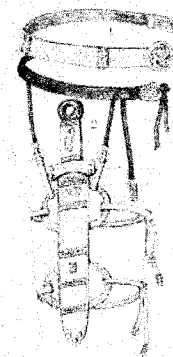
Nordschwarzmeerraum, das in Skandinavien seine neue Heimat fand.

Der Konflikt zwischen den kulturell so unterschiedlichen Asen und den Vanen wurde nach der Heimskringla letztlich beigelegt und führte zu einer friedlichen Koexistenz beider Völker, wobei beide von den gegenseitigen kulturellen Einflüssen profitierten. Zumindest könnte man Snorris Bericht so interpretieren.

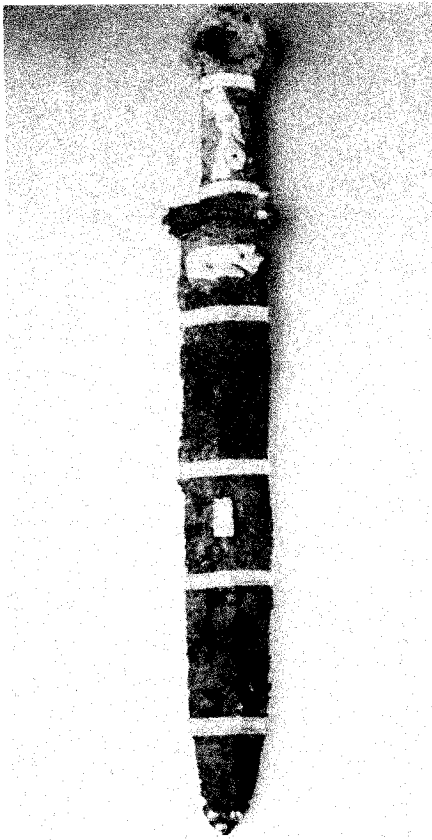
Tatsächlich hat sich genau so etwas ähnliches im nördlichen Schwarzmeergebiet im ersten Jahrhundert abgepielt; ein friedliches Nebeneinander, mit beginnender gegenseitiger Assimilierung, nach vorheriger Konfrontation, zwischen den griechischen Bosporanern und den hier ansässig gewordenen, von der griechischen Kultur geprägten Skythen und dem nomadisierenden sarmatischen Steppenvolk der **Aorsen/Ärsen**. Diese kamen nach den sarmatischen Jazygen und Roxolanen als Eroberer aus den Steppen östlich des Don und des Asowschen Meeres und durchzogen im ersten Jahrhundert nach Christus den nördlichen Schwarzmeerraum. Im Jahre 46 n. Chr. finden wir sie unter ihrem König **Eunones**, als Bundesgenossen der Bospora-



Der Aorsenfürst von Porogi am Dnjestr.



Die Gürtel und das Schwertgehäk des Fürsten von Porogi.



Das Ringknaufschwert von Porogi.

ner und Römer, im Kampf gegen den von **Kaiser Claudius** (41-54 n. Chr.) abgesetzten Bosporanischen König **Mithradates II.** (39-45 n. Chr.). Dieses Bündnis von Aorsen, Bosporanern und Römern, sowie die nahezu gegebene Deckungsgleichheit von Raum und Zeitstellung, nebst der phonetischen Namensähnlichkeit von **Asen** und **Ärsen**, bzw. **Aesir** und **Ärsi**, ist allerdings noch kein Beweis dafür, dass wir die Asen aus Snorris Ynglingensaga mit den sarmatischen Aorsen gleichsetzen dürfen. Es muss vorerst nur als ein seltsamer Zufall gewertet werden.

Wie alle sarmatischen Stämme und auch die ihnen verwandten, aber überwiegend als Feinde betrachteten Skythen, werden auch die Aorsen zu den iranischsprachigen indogermanischen Völkern der östlichen Satem-Sprachgruppe gerechnet. Ihre Heimat soll der Iran gewesen sein. Es handelte sich bei den Sarmaten allerdings nicht um eine einheitliche ethnische Volksgruppe. Da sie, wie alle sarmatischen Stämme, in nie gekanntem Maße unterworfenen Völker zu assimilieren und fremde Kultureinflüsse aufzunehmen pflegten, kann man über die rassische Zusammensetzung der einzelnen Teilstämme, oder Stammesverbände, wie die der Jazygen, Roxolanen, Siraken, Aorsen und Alanen nichts aussagen. Dies bestätigt Ammianus Marcellinus im 4. Jhd.: „Die Nachbarvölker rieben sie (die sarmatischen Alanen) durch häufige sieg-

reiche Kämpfe auf und verschmolzen mit ihnen zu einem Volk mit ihrem Namen, ähnlich wie die Perser.“ Bei manchen Sarmatenstämmen mochten daher turkmenische, bei anderen mongolische, bei den Aorsen vielleicht ostgermanische rassische Merkmale dominiert haben. Allen Sarmaten gemeinsam war jedoch eine überwiegend nomadische Lebensweise. Auf der Wanderung lebten sie in ihren mit Filzplanen gedeckten Wohnwagen, den Kibitkas. Ließen sie sich irgendwo für längere Zeit nieder, so errichteten sie runde Jurten.

Eine zentrale Stellung im Leben aller sarmatischen Stämme nahm der Krieg ein. Wie archäologische Funde eindeutig belegen, bestand die männliche Bevölkerung nahezu ausschließlich aus berittenen Kriegeren, aus Bogenschützen und Schwertkämpfern. Schwerpunkt des Heeres waren die Panzerreiter, die Kataphraktarier, mit Lang- und Kurzsword, und ihren bis zu 3,60 Meter langen, beidhändig geführten Stoßlanzen, wie sie später bei der schweren spätrömischen Kavallerie und bei den Franken üblich wurden.

Um die Zeitenwende finden wir die Aorsen sowohl zwischen der Manytschniederung und dem Kuban und am unteren Don, also in den Gebieten die in der Heimskringla als **Odins Asenland** bezeichnet werden. Ferner lassen sie sich im Gebiet der Molocnaja, und im Donezbecken, zwischen dem Donez und dem Dnjepr nachweisen. Zwischen 60 und 80 n. Chr. werden die Aorsen, nach Abwanderung der Jazygen, auch nördlich des Donaudeltas und am unteren Dnjepr in Olbia greifbar, wo ihr „König“ **Inismeus** Münzen prägen ließ, die er mit seinem königlichen Zeichen, dem **Tamga** kennzeichnete. Diese Münzen kenne ich leider nur aus der Literatur, ohne dass es mir bisher möglich war, eine Abbildung zu beschaffen. Dem Tamga des Inismeus wird aber noch eine besondere Bedeutung zukommen. Anscheinend waren die Aorsen, oder besser ausgedrückt ein Teilstamm der Aorsen, auf dem besten Wege im nordwestlichen Schwarzmeergebiet einen Staat zu gründen. Dieses Bestreben vereitelten jedenfalls die Römer zwischen 63 bis 66 n. Chr., unter Kaiser Nero, durch den römischen Legaten der römischen Provinz Moesien, den Eroberer Britanniens (42-47 n. Chr.), **Aulus Plautius Silvanus** (* 8. n. Chr.). Plautius hatte den Skythen und den mit ihnen verbündeten Sarmaten, im Besonderen den Roxolanen und Jazygen, sowie den mit ihnen alliierten Thrakern, Dakern und germanischen Bastarden, die im Jahre 62 in Moesien eingefallen waren, eine Reihe von vernichtenden Niederlagen beigebracht. Diesen römischen General werden die meisten als den Pflegevater der skythi-

schen Geisel Lygia, aus dem Buch und Film „Quo vadis“ kennen. Allerdings wurde er kein Opfer der Christenverfolgung Neros, sondern starb, von Kaiser Vespasian hochgeehrt, im Jahre 79.

Plautius, den die Handelsstadt Chersonesos auf der Krim gegen die Skythen und Sarmaten zur Hilfe gerufen hatte, stieß hierbei in kombinierten Land- und Marineoperationen, entlang der westlichen Schwarzmeerküste, über Tyras und Olbia, die besetzt wurden, über die See zur Krim vor, wo er die römische Festung Characks errichtete. Gleichzeitig wurde das von Krisen geschüttelte Bosporanische Reich annektiert und vorübergehend in eine römische Provinz umgewandelt. Doch schon 68 n. Chr. wurde der von Nero abgesetzte **König Tiberius Julius Cotys I.** (45-62 u. 68 n. Chr.), aus sarmatischem Geschlecht, vermutlich von **Kaiser Galba** wieder als Klientelfürst eingesetzt. Ihm folgte sein Sohn **Tib. Jul. Rheskaporis I.** (69-93 n. Chr.). Unter dessen Sohn **Tib. Jul. Sauromatos I.** (93-124 n. Chr.) beginnt die Spätblüte von Bosporus. Sein Sohn und Nachfolger **Tib. Jul. Cotys II.** (124-135 n. Chr.) reformierte das Heer nach sarmatischem Vorbild und fügte den Skythen und Sarmaten auf der Krim schwere Niederlagen zu. Bei ihm und seinen Nachkommen ist die Herrschaft bis 342 n. Chr. verblieben, als das Regnum Bospori im kurzlebigen **Ostgotenreich des Königs Ermanarich** (+375) aufging.

Die militärische Besetzung der Städte „ihres Landes“ durch die Römer und die ständige Bedrohung durch die wiedererstarkten Skythen, ausgelöst durch eine verstärkte sarmatische Zuwanderung auf der Krim, veranlassten wohl die Aorsen den westlichen Schwarzmeerraum zu verlassen. Bei Snorri lesen wir darüber: „In jener Zeit zogen die Römerhäuptlinge weit in der Welt umher und unterwarfen sich alle Völker. **Viele Häuptlinge aber flüchteten vor diesen Kriegsunruhen von ihren Besitzungen. Da aber Odin zukunfts- und zauberkundig war, wusste er, dass seine Nachkommen im nördlichen Teil der Erde herrschen würden. Da setzte er seine Brüder Vili und Ve über Asgard, und er zog fort mit allen Diar und vielem anderen Männervolk. Zuerst zog er westwärts nach Russland und dann südwärts nach Sachsenland...**“

Von dieser Westwanderung der Aorsen könnte ein Grab in der Ukraine zeugen, das bei Porogi, am mittleren Dnjepr, 1984 entdeckt wurde, und heute einem Fürsten aus dem Geschlecht des Aorsenkönigs **Inismeus**, möglicherweise sogar ihm selbst, zugeschrieben werden kann. Bei der Untersuchung eines rund 2500 Jahre älteren Kurgan (Hügelgrab) stießen sow-

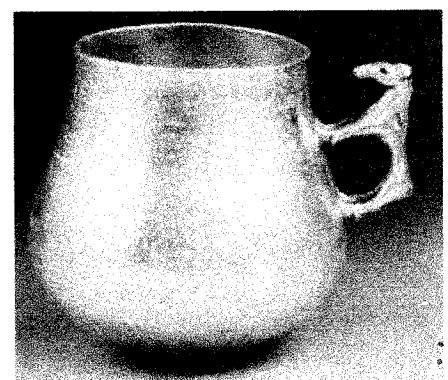
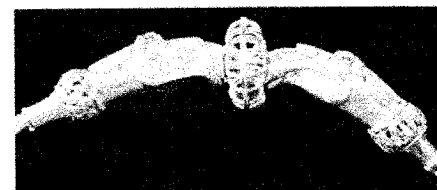
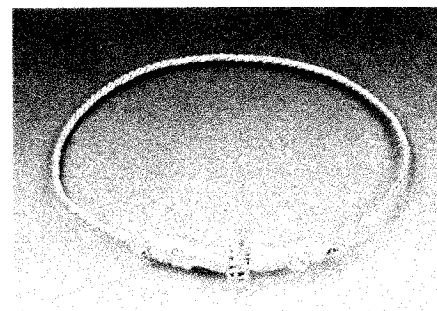
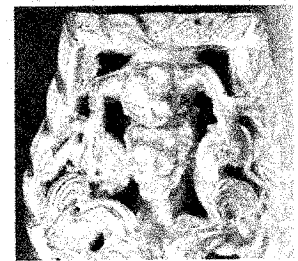
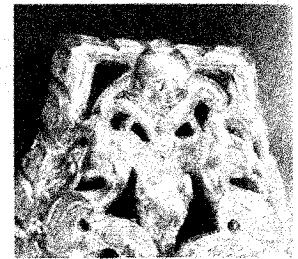
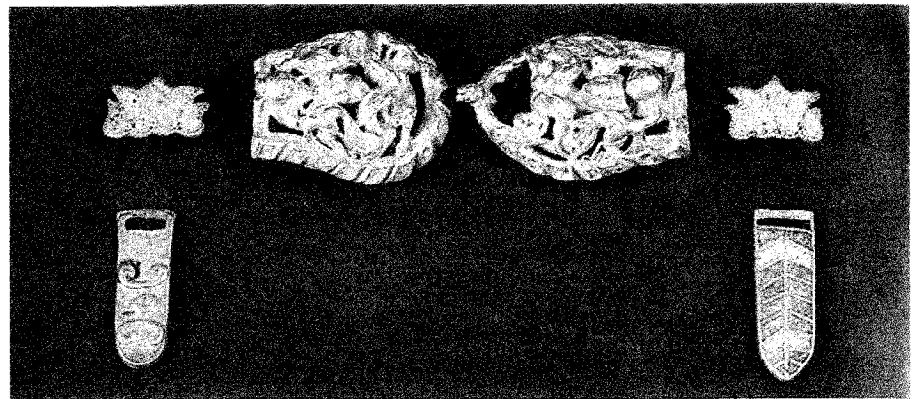
jetische Archäologen 1984 auf ein völlig ungestörtes sarmatisches Fürstengrab aus dem letzten Viertel des 1. Jahrhunderts nach Christus.

Unter dem alten Grabhügel hatte man eine geräumige Katakombe angelegt, in welcher der hölzerne Sarkophag mit dem Leichnam des Königs stand. Bis auf zwei Weinamphoren aus Sinope war das Grab ohne Beigaben. Was dieses Grab aber so außergewöhnlich macht, sind der reiche, teils edelsteinbesetzte Goldschmuck und die Waffen des Königs. Der König war mit einer langärmigen, mit Goldröhrchen besetzten Klappenjacke aus rotem Leder bekleidet, wie wir sie noch Jahrhunderte später bei den Wikingern finden, die mit zwei kleinen goldenen Fibeln verschlossen war. Gerafft wurde die Jacke durch einen ledernen Leibgürtel mit 4 aufgesetzten Bimetallplatten (Außen Gold, innen Silber), die alle das Tamga des Inismeus zeigen. Der Gürtelverschluss besteht aus zwei runden Eisenplatten, mit getriebenem Goldblech überzogen. Die Treibarbeit zeigt jeweils zwei Greifen, die ein Tier zerfleischen. Die Schließen besitzen polychrome Einlagen aus Türkis und Odontolith (=Knochentürkis: durch Lagerung in eisenphosphathaltigem Boden blaugefärbter Mammutzahn). Unter der Klappenjacke trug er einen ähnlich kostbaren Hüftgürtel mit dem Schwertgehenk, dessen Beschreibung ich mir wegen der Abbildungen schenke. Am Gürtel hingen Riemen mit goldenen Riemenzungen, außen mit Türkisen in Cloisonnetechnik eingelegt. Auf der Rückseite der Riemenzungen finden wir wieder das Tamga des Inismeus. Das kurze, goldverzierte sarmatische **Ringknaufschwert** steckte in einer mit rotem Leder überzogenen, goldblechverzierten Scheide. Auch hier erblicken wir wieder das Tamga des Inismeus. Um den Hals trug der König einen tordierten goldenen Halsreif, dessen Verschluss zwei Pferdeköpfe bilden, von denen einer wieder mit einem Tamga versehen ist, das aber von dem des Inismeus leicht abweicht. Als Beigabe hatte der König einen massiven silbernen Becher, mit einem zoomorphen Henkel in Pferdeform. Auf dem Rücken des Pferdchens, und dem Boden des Bechers, ist auch wieder das Inismeus-Tamga eingeritzt. Am rechten Arm trug der König einen schweren unverzierten Goldring mit verdickten Enden, wohl das Zeichen seiner Königswürde.

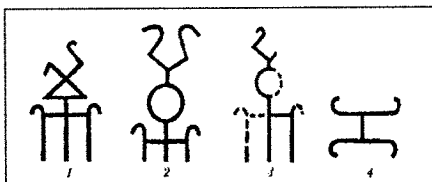
An Waffen fand man ansonsten neben einem thrakischen Säbel, einer „Copis“ oder „Falcata“, noch einen Bogen und einen gefüllten Pfeilköcher. Weder der Bogen noch die unterschiedlichen Pfeile sind sarmatischer Herkunft sondern Beutewaffen aus verschiedenen Kulturen östlich der Wolga. Der Armschutz an der



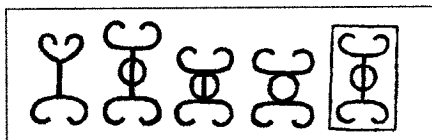
Die Gürtelschließe des Leibgürtes.



Oben: Teile des Schwertgürtels mit dem Tamga des Inismeus. Mitte rechts: Detail der Gürtelschließe. Mitte links: Der goldene Armreif. Unten links: Der Halsreif und im Detail. Rechts: Der Silberbecher.



Tamgas der Könige von Bosphorus, v.l.n.r.: Tib. Jul. Cotys I. (42-68), Sauromates II. (174-210), Rheskuporis I. (69-93), Ininphimeus (234-238)



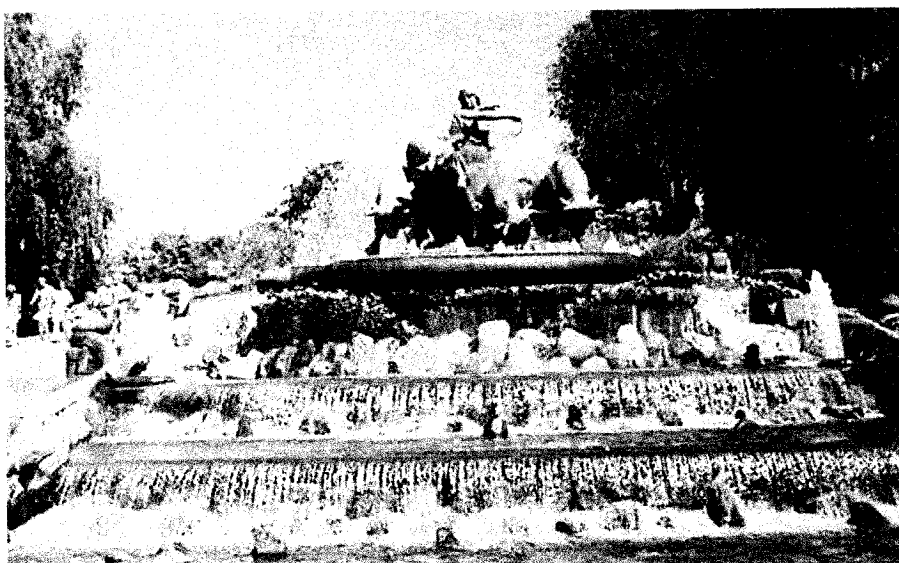
Tamgas der Aorsenkönige und andere, v.l.n.r.: Farzoios, Inismeus, Tamga von Reims, Schwertscheidenbeschläge aus Dänemark und Schleswig-Holstein, Fürst von Porogi.

Innenseite der rechten Hand, gegen den Rückschlag der Bogensehne, bestand aus einer massiven Goldplatte. Sie beweist, dass der König ein Linkshänder war. Nach den festgestellten Grabungsbefunden wurde von dem russischen Künstler V. Nevolin eine Rekonstruktionszeichnung des Aorsenkönigs angefertigt.

Wenn wir das **Tamga des Inismeus oder Inensimeus** betrachten, so fällt uns seine nahe Verwandtschaft mit dem seines Vorgängers **Farzoios** oder **Pharzoios** auf, wie auch mit dem des späteren **sarmatischen bosporanischen Königs Ininthimeus** (234-238 n. Chr.). Das ist bei der großen Vielfalt überlieferter sarmatischer Tamgas auffällig. Mir sind allein rund 240 Stück bekannt. Dem Tamga des Inismeus werden wir auf unserer Wanderung noch häufiger begegnen; zuerst im fernen französischen Reims. Hier fand man das königliche Zeichen, längenreduziert, auf einem sarmatischen Handspiegel. In dieser Form werden wir das Tamga noch öfters antreffen, und zwar als Schwertscheidenbeschlag in – Dänemark!

Dazu berichtet Snorri: „Er (Odin) hatte viele Söhne. Er eroberte Reiche weithin im Sachsenland und setzte dort seine Söhne zum Schutz der Länder ein. Dann zog er nordwärts zur See und nahm seinen Wohnsitz auf einer Insel. Der Ort heißt jetzt Odense (von Othins-ve, Odins Heiligtum) auf Fünen.“

Mit dem Sachsenland muss nicht unbedingt das Herzogtum Sachsen gemeint sein. Es könnte sich auch um das ganze Deutsche Königreich handeln, da in mittelalterlichen Quellen Süddeutschland auch als „Saxonia superior“ - „Obersachsen“ - bezeichnet wurde. Von Sachsen zogen die Asen hinauf nach Jütland, nach „Reidgotaland“, wie es in der Vorrede der „Snorra-Edda“ heißt. Etwa auf der Höhe von Kolding müssten sie dann nach



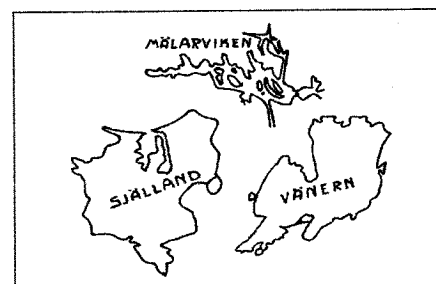
Der zu Stein und Wasser gewordene Mythos – die Gefjon-Fontäne in Kopenhagen.

Fünen übergesetzt haben. Die weitere Landnahme der Asen in Skandinavien behandelt ein mythischer Bericht der „Heimskringla“, der die Eroberung der dänischen Insel Seeland erklärt, die danach noch zum Reich der Suionen, der Schweden gehörte.

„Dann sandte er (Odin) die Gefjon über den Sund aus, um neues Land zu suchen zu (König) Gylfi (von Schweden), und er gab ihr ein Pflugland (in Schweden, vermutlich so viel wie sie in einem Tag umpflügen könne). Sie ging nun nach Jötunheim (die Riesenwelt) und empfing dort vier Söhne von einem Riesen. Die verwandelte sie in Ochsen, spannte sie vor den Pflug und ließ sie das Land (das sie umpflügt, quasi herausgepflügt hatte) nach Westen in die See Odense gegenüber ziehen. Dies Land nannte man Seeland, und dort lebte sie fortan. Skjöld, der Sohn Odins, nahm sie zum Weibe, und sie wirtschafteten dann in Lejre (ältester dänischer Königssitz) Dahinter (in Schweden) aber blieb ein Wasser oder ein See, der Mälär. Die Fjorde des Mälär aber entsprechen den Vorgebirgen Seelands.“

Mälär bedeutet See. Mit dem Mälär ist aber nicht der Mälarsee bei Stockholm gemeint, sondern eindeutig das gewaltige Binnenmeer, der Vänersees in Südschweden, dessen Größe und die Form der Ostküste mit Seeland tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit aufweist, wie auf Karten unschwer zu erkennen ist. Über die eroberte Insel Seeland kamen die Asen nun nach Schweden, wie die Heimskringla weiter berichtet:

„Als aber Odin hörte, dass im Osten bei Gylfi (in Schweden) gute Gelegenheit zum Landerwerb sei, zog er dorthin, und er und Gylfi schlossen Frieden untereinander, denn Gylfi fühlte sich nicht kräftig genug zum Widerstand gegen die



Zum Vergleich. Seeland, der Vänersees und der Mälarsee, alle im gleichen Maßstab.

Asen. Odin und Gylfi trieben miteinander viel Spuk- und Zauberkünste, doch behielten die Asen darin immer die Oberhand. Odin nahm seinen Wohnsitz am Mälarsee an der Stätte, die jetzt Alt-Sigtuna heißt. Er errichtete dort einen großen Tempel und setzte Blutopfer ein nach der Sitte der Asen. Er nahm Besitz von dem ganzen Lande, das er Sigtuna nennen ließ. Er gab den Tempelpriestern Wohnsitze. Njörd wohnte in Noatun (= Schiffsplatz), Thor in Thrudvang (Feld der Kraft), Baldr in Breidablik (=Breitglanz, Aussichtspunkt über Stockholm). Ihnen allen gab er gute Wohnstätten.“

Soviel bis hierher. Nachfolger Odins, als König von Schweden, wurde der Vane Njörd, nach ihm sein Sohn Freyr/Yngvi, welcher das **Ynglingengeschlecht** der mythischen Könige Schwedens begründete, von denen später die Norwegischen Könige abstammten. Odins Sohn Skjöld wurde der Stammvater des **Skjöldungengeschlechtes**, auf das die Dänischen Könige ihre Abstammung zurückführen.

In der nächsten Folge werde ich den Spuren nachgehen, die mit der mutmaßlichen **Asen/Ärsenwanderung**, im ersten Jahrhundert nach Christus, nach Skandinavien in Verbindung zu bringen sind. Und wahrlich gibt es sie in Hülle und Fülle!
Reinhold Stirnberg